

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei ins Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisklasse für 1888 unter Nr. 849.)

Inserionsgebühr beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Januar eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

mit dem **Sonntagsblatt** als Gratisbeilage.

Das „Berliner Volksblatt“ ist das einzige, täglich erscheinende Arbeiterorgan der Reichshauptstadt. Als Verechter und Vertreter einer neuen Weltanschauung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ist es seine erste und vornehmste Aufgabe, überall und in jeder Beziehung für die Interessen der unterdrückten Klasse, der Arbeiter, einzutreten. Auf die Arbeiter gestützt, von ihrem Vertrauen getragen, hofft das „Berliner Volksblatt“, durch rastlose, unermüdete Thätigkeit auch an seinem Theile dazu beizutragen, daß unsere Prinzipien zum Durchbruch gelangen und daß der produzierende, die Menschheit erhaltende Theil unserer Bevölkerung denjenigen Platz in der Gesellschaft einnimmt, der ihm gebührt.

Was wir mit dem gebildeten Theil der Arbeiterschaft erstreben und erhoffen, ist bekannt. Daß sich unsere Ideale eines Tages verwirklichen, dazu bedarf es des unverbrüchlich-einmüthigen Handelns aller derjenigen Männer, welche die Schäden unserer Zeit erkannt haben; dazu gehört, daß unsere Lehren bis in die letzten Hütten der Armuth getragen werden, damit Licht und Erkenntniß sich verbreite; daß es auch dem lezten und scheinbar unbedeutendsten Handlanger klar werde, daß auch er ein Recht an das Leben habe, daß die Schätze der Natur und der Arbeit nicht ausschließliches Eigenthum einer winzigen, bevorrechteten Klasse sind.

Eines unserer hervorragendsten Kampfmittel ist die Presse. Niemand darf sich einen zielbewußten, überzeugungstreuen Sozialisten nennen, welcher nicht immer und überall bestrebt ist, der sozialdemokratischen Arbeiterpresse in immer weiteren Kreisen der Arbeiter Eingang zu verschaffen. Jeder Arbeiter, der aus Laubheit oder anderen Gründen hiergegen verstimmt, handelt direkt gegen sein ausgesprochenes Interesse.

Darum, Arbeiter Berlins, werdet und agitiert, wo ihr auch sein möget, ob in der Werkstatt, ob im Freundeskreise, werdet und agitiert für Eure Zeitung.

Das „Berliner Volksblatt“ steht Euch fast ein halbes Jahrzehnt, ohne zu wanken oder zu weichen, zur Seite, tretet nun auch Ihr für dasselbe ein und zeigt durch Euer einmüthiges und entschlossenes Handeln, daß Ihr Eure Zeitung über alle Organe der ausbeutenden Bourgeoisie erheben wollt.

Jedermann kennt unseren Standpunkt in politischen und wirtschaftlichen Fragen. Mit Schärfe und Sachlichkeit werden, wie bisher, alle dieses Gebiet berührenden Vorkommnisse behandelt werden, ebenso wie wir bestrebt sein werden, in allen anderen Fächern durch Schnelligkeit, Präzision und sachgemäßes Urtheil unsere Schuldigkeit zu thun.

Im Feuilleton unseres Blattes veröffentlichen wir einen ausgezeichneten Roman, betitelt

Raskolnikow

von
Dostojewski.

Unser Sonntagsblatt macht es sich nach wie vor zur Aufgabe, nur die besten und vollendetsten Arbeiten derjenigen Schriftsteller zu bringen, welche auf dem Boden des wirklichen Lebens stehen.

Das „Berliner Volksblatt“ kostet für das ganze Vierteljahr frei ins Haus 4 Mark, für den Monat Januar 1 Mark 85 Pf., pro Woche 85 Pf. Bei Selbstabholung aus unserer Expedition

1 Mark pro Monat.

Für außerhalb nehmen sämtliche Postanstalten Abonnements für das nächste Vierteljahr zum Preise von 4 Mark entgegen.

Die Redaktion und Expedition des „Berliner Volksblatt“.

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Raskolnikow.

Roman von F. M. Dostojewski.

Aus dem Russischen übersezt von Wilh. Gendel.

— Apropos, Dunja, begann er ernst und trocken, — ich bitte natürlich für das gestern Gesagte um Verzeihung, aber ich halte es für meine Pflicht, Dich wiederholt daran zu erinnern, daß ich von der Hauptsache nicht abweiche. Wenn einer von uns beiden durchaus ein Schuft sein muß, so brauchst Du es wenigstens nicht zu sein; es ist genug an einem. Heirathest Du Lushin, so anerkenne ich Dich nicht mehr als meine Schwester. Also wähle zwischen mir und Lushin.

— Robja, Robja! Das ist ja ganz dasselbe, was Du gestern sagtest! rief Pulcheria Alexandrowna kummervoll; — weshalb nennst Du Dich denn immer einen Schuft? ich kann das nicht ertragen! Gestern war es ganz das nämliche . . .

— Bruder, — antwortete Dunja, gleichfalls fest und ruhig, — es ist hier ein Irrthum Deinerseits vorhanden. Ich habe vorige Nacht darüber nachgedacht und habe diesen Irrthum herausgefunden. Die Sache ist: Du glaubst, wie es scheint, daß ich mich für irgend jemand und aus irgend einem Grund aufopere. Das ist durchaus nicht der Fall. Ich heirathe ganz einfach um meinerwillen; heirathe deshalb, weil das Leben, welches ich jetzt führe, mir zur Last ist; in zweiter Linie wäre ich natürlich auch froh, wenn ich die Möglichkeit hätte, meinen Verwandten nützlich zu sein; aber einen Einfluß auf meinen Entschluß hatte dies Motiv nicht.

„Sie läßt, die Hochmüthige!“ dachte er, voller Wuth an den Nägeln kauend, — „sie will es nicht eingestehen, daß sie mir eine Wohlthat erweisen will! Oh, dieser nichtswürdige Charakter! . . . er liebt, als ob er hasste . . . Oh, wie ich sie . . . alle verachte! . . .“

[45]

— Mit einem Wort, ich heirathe Peter Petrowitsch, fuhr Dunetschka fort, weil ich von zwei Uebeln das kleinere wähle. Ich habe die Absicht, alles, was er von mir erwarten kann, ehrlich zu erfüllen . . . ich betrüge also niemand . . . Weshalb lächelst Du?

Sie fuhr auf und in ihren Augen bligte Zorn.

— Du willst also . . . alles erfüllen? fragte er, giftig lachend.

— Alles . . . bis zu einer gewissen Grenze. Sowohl die Art, wie auch die Form der Werbung Peter Petrowitschs machten es mir sofort klar, was er von mir erwartet. Er hat allerdings eine hohe Meinung von sich selbst, vielleicht eine zu hohe, aber ich hoffe, daß er auch mich hochschätzen wird . . . Weshalb lachst Du schon wieder?

— Und weshalb erdrehst Du schon wieder? Du lägst, Schwester, Du lägst absichtlich, blos aus weiblichem Eigensinn, um mir gegenüber Recht zu behalten . . . Du kannst Lushin nicht achten; ich habe ihn gesehen und gesprochen. Du verkaufst Dich also für Geld, und begehst daher jedenfalls eine Niederträchtigkeit; es freut mich, daß Du wenigstens noch schamroth werden kannst.

— Es ist nicht wahr, ich lüge nicht! . . . rief Dunetschka, die ihre Kaltblütigkeit verlor; — wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er mich schätzt und hochachtet, würde ich ihn nicht heirathen; auch dann nicht, wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß ich ihn nicht achten kann. Glücklichster Weise kann ich mich ganz genau davon überzeugen, und zwar heute noch. Eine solche Heirath ist keine Niederträchtigkeit, wie Du behauptest. Und selbst wenn Du wirklich Recht hättest, wenn ich mich wirklich zu einer Gemeinheit entschlossen hätte, — ist es da nicht undarmherzig von Dir, auf diese Weise mit mir zu sprechen? Weshalb verlangst Du von mir einen Heroismus, den Du vielleicht selbst nicht einmal hast? Das ist Despotismus, Gewaltthat! Wird jemand dadurch zu Grunde gerichtet, so bin ich es . . . Ich habe noch Niemand getödtet! . . . Was blickst Du mich so an? Weshalb erblickst Du? Robja, was ist mit Dir, lieber Robja?

— Herr Gott! Sie hat ihn bis zur Ohnmacht gebracht! rief Pulcheria Alexandrowna.

— Nein, nein . . . Unsinn . . . nichts! Nur ein wenig Schwindel. Gar keine Ohnmacht! . . . was habt Ihr nur immer mit Euren Ohnmachten? Oh, ja . . . was wollte ich doch . . .? Richtig; — auf welche Weise willst Du Dich heute noch überzeugen, daß Du ihn achten kannst, daß er Dich schätzt? Nicht, sagtest Du nicht so? Du sagtest, glaub' ich, — heute noch? Oder habe ich mich verfehrt?

— Mütterchen, zeigen Sie ihm Peter Petrowitschs Brief, sagte Dunetschka.

Pulcheria Alexandrowna übergab ihm den Brief mit zitternder Hand. Er nahm ihn mit großer Neugier. Bevor er ihn aber entfaltete, schaute er plötzlich erstaunt auf Dunetschka.

— Sonderbar, — sagte er langsam, wie von einem neuen Gedanken plötzlich betroffen, — weshalb ereifere ich mich denn eigentlich? Wozu der ganze Lärm? So heirathe doch in Gottes Namen, wen Du willst!

Er sprach wie mit sich selbst, sprach es aber laut aus und blickte, wie verblüfft, seine Schwester an.

Endlich, immer noch wie von einem unerklärlichen Erstaunen befangen, entfaltete er den Brief; las ihn dann langsam und aufmerksam, las ihn zweimal. Pulcheria Alexandrowna war sehr unruhig; alle erwarteten etwas Außergewöhnliches.

— Das ist doch sonderbar, — sagte er nach einigem Nachdenken, den Brief der Mutter zurückgebend, ohne sich an jemand im Besonderen zu wenden, — er ist doch Rechtsanwalt, Advokat, auch sein Gespräch hatte einen solchen Anstrich — und dabei schreibt er einen so schlechten Stil!

Alle regten sich; das war's nicht, was sie erwartet hatten.

— Sie schreiben ja aber alle so! — bemerkte Raskolnikow.

— Hast Du ihn denn gelesen?

— Ja.

— Wir haben ihm den Brief gezeigt, Robja, wir . . . haben uns vorher berathen . . . fing Pulcheria Alexandrowna verlegen an.

„Aus agitatorischen Gründen“.

Der Antrag der Sozialdemokraten im Reichstage, die Getreidezölle aufzuheben, hat selbstverständlich in der Kartellpresse eine sehr ungnädige Aufnahme gefunden. Die Kartellblätter, deren große „That“ eine Erhöhung der Getreidezölle war, behaupten, der Antrag sei nur „aus agitatorischen Gründen“ gestellt worden. Nun, man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gefesselt hat, und so mögen die Herren Kartellblätter, indem sie den Sozialdemokraten die „agitatorischen Gründe“ unterstellen, wohl an die bekannten „Gründe“ denken, die sie im Februar 1887 für die Wahl von Kartellkandidaten angeführt haben. Die Agitation in der Frage der Getreidezölle besorgen nicht die Sozialdemokraten, sondern die steigenden Brotpreise. Diese agitieren hinreichend, um auch den Parzellenbauern volle Klarheit über den „Segen“ der Getreidezölle zu verschaffen.

Es ist aus dem jetzigen Stande der Dinge unschwer zu ersehen, wie die Getreidezölle nur im Interesse einer kleinen Minderheit wirken, wie sie der großen Masse aber eine sehr unwillkommene Neubelastung in Gestalt erhöhter Brotpreise auferlegen.

Der deutsche Boden bringt bekanntlich nicht das Getreide hervor, das zum Unterhalt seiner Bevölkerung erforderlich ist. Schon mit dieser einen Ursache sind die Getreidezölle verurteilt; bei einem Lande, das der Einfuhr von Getreide unter allen Umständen bedürftig ist, kann diese Einfuhr nicht durch Zölle erschwert werden, ohne daß eine wirtschaftliche Kalamität daraus entsteht. Aber die Sache liegt noch schlimmer. Sogar an der Masse der kleinen Bauern, die ihre Parzelle bewirtschaften, produzieren verhältnismäßig nur wenige, was für den eigenen Bedarf erforderlich ist. Wir sehen, wie sich die Parzellenbesitzer massenweise der industriellen Arbeit zuwenden und in die Fabriken gehen, während sie die Bewirtschaftung ihrer Ackerfläche nur noch nebenbei betreiben. Alle diese Leute produzieren auch nicht entfernt ihren Bedarf an Cerealien. Ihre Lebenshaltung ist die denkbar niedrigste und sie empfinden das Steigen der Brotpreise ebenso hart, wie jeder andere Arbeiter, der von der Hand in den Mund leben muß. Dieser Bevölkerung hat man unaufhörlich vorgeredet, die Kornzölle seien ein Segen für sie. Sie haben es auch geglaubt. Aber die steigenden Brotpreise werden sie nun ohne alle weiteren „agitatorischen Gründe“ belehren, in wessen Interesse die Zölle auf die Einfuhr von Getreide gelegt worden sind.

Für Ungläubige kann man diese Dinge auch in Ziffern ausdrücken.

Nach der deutschen Berufsählung von 1882 betrug die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe 5 276 344, die zusammen eine Fläche von 40 178 681 Hektaren bewirtschafteten. Alle Betriebe über 50 Hektaren zusammengefaßt, ergeben nicht mehr als 66 614 Einzelwirtschaften, d. h. 1,2 pCt. der Gesamtzahl. Diese Gruppe besitzt aber 9 636 249 Hektaren Getreideland. Die übrigen 99 pCt., d. h. 5 110 000 Landwirthe, besitzen nur 3 747 677 Hektaren Getreideland. Auf den Mann kommt nicht einmal eine Hektare. 2 323 316 Bauernwirtschaften (44,00 pCt.) besitzen weniger als eine Hektare, 1 719 923 (33,17 pCt.) weniger als 5 Hektaren, 554 174 (10,5 pCt.) zwischen 5 und 10 Hektaren, zwischen 10 und 20 Hektaren 372 430 (7,00 pCt.), 20 bis 50 Hektaren 239 887 (4,5 pCt.).

Wenn die Brotpreise so weiter steigen oder sich auch nur auf der jetzigen Höhe erhalten, so werden wir bald hören, daß die Getreidezölle von den über fünf Millionen Parzellenbesitzern, die nicht einmal eine Hektare ihr eigen nennen, nicht minder heftig angegriffen werden, wie von den Arbeitern und Kleinbürgern der Städte. Einen Vortheil von den Getreidezöllen haben nur die Großgrundbesitzer, die, 66 614 an der Zahl, auch wieder in verschiedene Besitzgruppen zerfallen. So giebt es nur 9814 Besitzungen (10,11 pCt.) mit 200 bis 500 Hektaren und 3629 (0,69 pCt.) mit 500 bis 1000 und 515 (0,01 pCt.) die mehr als 1000 Hektaren umfassen.

Das ist so klar, daß man eigentlich nicht glauben sollte, es sei ein Einwand dagegen möglich. Und dennoch reisen die Agitatoren der Kartellblätter bei den Bauern umher und reden ihnen vor, die Getreidezölle seien im Interesse des

„kleinen Mannes“ gemacht, und es giebt auch noch Leute genug, die dies glauben, bis sie durch die höheren Brotpreise davon belehrt werden.

Wenn alles nicht mehr versänft, so werden die Herren Kartellblätter schließlich sagen, das „Bischen Preissteigerung“ könne das Volk noch vertragen. Nun, schon 1871 kamen in Preußen auf eine steuerpflichtige Bevölkerung von 24 525 778 Personen nicht weniger als 6 582 066, die von der Klassensteuer befreit waren, weil ihr Jahreseinkommen unter 140 Thaler (420 Mark) war. Die Angehörigen der Befreiten machten etwa 9 Millionen aus. Die Gesamtzahl der von der Steuer Befreiten betrug 56, pCt. der steuerpflichtigen Bevölkerung überhaupt. Die höchsten Einkommen bis 1000 Thaler und darüber machten nur 4, pCt. aus.

Man weiß, daß inzwischen die Verhältnisse weit schlimmer geworden, daß die Löhne heruntergegangen und die Lasten sowie die Lebensmittelpreise gestiegen sind.

Der Antrag auf Aufhebung der Kornzölle ist deshalb durchaus im Interesse der Volksmasse gestellt und die „oberen Zehntausend“ handeln aus reinem Egoismus, wenn sie den Antrag verwerfen, weil sie sich den aus den steigenden Getreidepreisen für sie erwachenden Gewinn nicht entgehen lassen wollen. Darum reden sie von „agitatorischen Gründen“. Die Thatsache, daß die Großgrundbesitzer ihren Gewinn aus der Noth des Volkes ziehen, wird allerdings genug der „agitatorischen Gründe“ gegen das Kartell bilden.

Original-Korrespondenzen.

Aus Italien, den 24. Dezember. Herrn Crispi's auswärtige Politik, welche die militärischen und maritimen Lasten Italiens ins Ungeheure vermehrt hat, erfreut sich im Lande keineswegs jener Zustimmung und Popularität, welche als vorhanden anzunehmen die Haltung eines großen Theils der deutschen Presse glauben will. Das seit zwei Jahrzehnten durch eine enorme, namentlich indirekte Steuerlast ausgelegene Volk ist kaum noch im Stande, neue Lasten zu tragen, und doch werden diese als die Folgen der neuerdings kolossal gesteigerten Rüstungen, welche wiederum die Folgen des Dreibundes sind, absolut notwendig. Die hierdurch erzeugte wachsende Unzufriedenheit ist Wasser auf die Mühle derer, welche mit dem Gang der inneren und äußeren Politik durchaus nicht einverstanden sind und nicht einsehen können, warum Italien eine so erdrückende Rüstung tragen soll, von der sie behaupten, daß sie nur im Interesse Oesterreichs und Deutschlands dem Lande aufgebürdet werde. Diese unzufriedene Stimmung ist weit verbreiteter, als man in Deutschland annimmt. Daß es Herrn Crispi gelang, noch unmittelbar vor den Weihnachtsferien ein Vertrauensvotum der Kammer für seine auswärtige Politik zu erlangen, darf hierüber nicht täuschen. Die italienische Kammer vertritt nur eine kleine Minorität der Bevölkerung. Der bestehende Census schließt die sehr große Mehrheit der männlichen Erwachsenen vom politischen Wahlrecht aus, der Clerus und sein Anhang hatten sich bisher prinzipiell der Wahltheilnahme enthalten, außerdem verdanken viele Deputirte ihren Sitz im Parlament dem Einfluß der Regierung. Die Unabhängigkeit einer solchen Volksvertretung und ihr Recht, im Namen des Landes zu sprechen, ist also wohl zweifelhaft. Auch die innere Politik ist nicht darnach angethan, das Ansehen des Ministeriums zu stärken. Die materielle Nothlage der arbeitenden Klassen ist eine ungewöhnlich große und kann nur von einem Volke noch ertragen werden, dessen Anspruchslosigkeit an materiellen Lebensgenuss sprichwörtlich geworden ist. Eine Arbeiterschutzgesetzgebung ist in Italien nicht vorhanden, und so ist kein Maß und Ziel der Ausbeutungssucht der Unternehmerklasse ersicht. Letztere ist vielfach noch deshalb unzufrieden, weil der Handelsvertrag mit Frankreich nicht erneuert wurde und hierdurch schwere materielle Schäden für eine Anzahl Gewerbe und Industrien, namentlich auch für den Weinhandel, entstanden.

Daß eine solche Situation des Landes auf die Dauer eine unerträgliche wird, ist selbstverständlich und auch begreiflich, daß der dringende Wunsch besteht, das Land dieser es zu Grunde richtenden Lage zu entreißen. Da aber die ganze ökonomische Entwicklung des Landes die Erringung einer wirklich sozialistischen Partei noch nicht ermöglicht, so sind es die Vorführer der frontirenden bürgerlichen Elemente, welche die Opposition gegen die jetzige Politik des Landes aufnehmen und es aus der Zwangslage, in die es als Glied des Dreibundes nach ihrer Meinung gelangt ist, zu befreien suchen. Ein Aufruf, den ein ständiges Centralkomitee behufs „Wahrung der Freiheit und des Friedens“ veröffentlicht, giebt dieser weit verbreiteten Meinung Ausdruck und lautet also:

Italiener!
Kriegsgerüchte — Gerüchte eines Bruderkriegs — bedrohen

in diesem Brief ist noch ein Ausdruck, eine Verleumdung, und zwar eine recht niederrichtige. Ich gab gestern das Geld der Wittve, der schwindsüchtigen, jammervoll elenden Wittve, und nicht etwa „unter dem Vorwand, es sei zur Beerdigung“, sondern wirklich zur Beerdigung, auch nicht der Tochter, — „einem Mädchen von allbekannter Aufführung“ — wie er schreibt, (ich habe dies Mädchen gestern zum erstenmal gesehen), sondern der Wittve. In alledem erkenne ich den voreiligen Wunsch, mich anzuschwärzen, mich mit Euch zu entweihen. Auch das alles ist wieder im Kanzleistil ausgedrückt, d. h. die Absicht ist ganz offenkundig, sie verrät sich mit naiver Sorglosigkeit. Er ist zwar ein ganz geschriebter Mensch, aber um klug zu handeln, genügt es nicht, Verstand zu haben. Uebrigens kennzeichnet alles dies den Werth des Menschen und ich kann daraus nicht den Schluß ziehen, daß er Dich besonders hochschätzt. Ich sage Dir das nur deshalb, damit Du darüber nachdenkst, und weil ich Dir von ganzem Herzen nur Gutes wünsche.

Dunesschla antwortete nicht; ihre Entscheidung war vorher schon getroffen, sie wartete nur noch auf den Abend.

Wie entscheidest Du Dich also jetzt, Robja? fragte Pulcheria Alexandrowna, die sich durch den plötzlich so geschäftsmäßig gewordenen Ton seiner Rede jetzt mehr noch als früher beunruhigt fühlte.

Was soll das heißen, „wie entscheidest Du Dich“? — Nun, Peter Petrowitsch schreibt doch, daß Du heute Abend nicht bei uns sein sollst, . . . daß er, wenn Du kämest, fortgehen würde. Wie willst Du es also halten?

Das habe ja doch nicht ich zu entscheiden, sondern erstens Sie, Mütterchen, wenn Ihnen eine solche Forderung Peter Petrowitsch's nicht beleidigend scheint, und zweitens Dunja, wenn auch sie sich nicht dadurch beleidigt fühlt. Ich werde dasjenige thun, was Ihr für gut findet, fügte er trocken hinzu.

Dunesschla hat bereits entschieden und ich stimme ihr vollkommen bei, beeilte sich Pulcheria Alexandrowna einschalten.

brute die Völler, die sich nach nichts anderem als einem Frieden sehnen, der das Elend mildern und die Wohlthaten der Zivilisation auf die größtmögliche Anzahl von Bürgern ausbreiten könnte.

Die Rüstungen eines Staates fordern den andern zu noch größeren militärischen Vorbereitungen heraus und ein allzu großer Theil der ehlich erworbenen Früchte wird von den nutzlosen Militärausgaben verschlungen; man verschlimmert die Lage der Arbeiter, man bereitet eine traurige Gegenwart und eine noch trübere Zukunft vor.

Ein Frieden, der sich auf unzählige Decretmassen stützt, ist nicht minder verderblich als der Krieg selbst und findet bei den Regierenden keine andere Offenbarung, als die der Eifersucht und der Bedrohung.

Schon allzulange lastet ein ähnlicher Friede, der die Nationen alle Nachtheile des Krieges fühlen läßt, auf den Völkern Europas.

Das erste Land, das den Muth haben wird, dieses undenkliche System abzuschaffen, wird sich nebst der Erkenntlichkeit der anderen Völker jedenfalls auch ein kraftvolles Aufblühen und eine unhegungbare Macht vorbereiten.

Italiener! Das ist die Mission, das ist der Ruhm, der uns heute erwartet!

Italien, das sich, die Beiträge der heiligen Allianz zeretzend, zuerst mit Hilfe Frankreichs, dann durch Deutschlands Stütze, stets von der Sympathie der zivilisirten Völker begleitet konstituirte, dieses Italien, das dem neuen Europa als ein Pfand des Friedens stand, gebe das große Beispiel und mache, daß die Worte mit den Thatsachen, die Politik mit der Moral, das nationale Interesse mit dem der ganzen menschlichen Familie in Einklang zu stehen kommen. Italien erfülle diese hohe Mission, welche seiner weit mehr würdig ist, als jene, welche die Fäden der Intrigue auf Rechnung Anderer angeknüpft hält und ihre Waffen gegen jenes Frankreich richtet, das uns, als wir unterdrückt und zersplittert darnieder lagen, den Beistand seines Gutes und seines Blutes darbot.

Mit der Begeisterung, mit welcher die Vorläufer unserer Freiheit sich daran machten, die Ketten zu sprengen, die uns Leib und Seele banden, sollen wir uns alle, Brüder, alle unter der Fahne des Friedens vereinigen. Tragen wir dieselbe so hoch, daß ihr die Völker zujauchzen und sie verteidigen, dieses Banner der allgemeinen Wohlfahrt!

Alle sollen sie diesem Bunde beitreten! Die Alten, die die Schlachten für die vaterländische Unabhängigkeit schlugen und Sorge tragen, damit das nationale Gefühl nicht mißbraucht werde, um ändern Interessen, die nicht italienisch sind, zu dienen! — Die Jünglinge, die nach schönem Ruhme, nach männlichen Thaten streben! — Die Frauen, denen das Recht zusteht, dem Schicksal des Landes den Einfluß ihres wohlthätigen Genies darzubringen, damit sie, unbekannter oder verbakter Ursachen wegen, nicht mehr für das Veden ihrer Lieben zu zittern brauchen.

Arche und Arme, Fabrikanten und Kaufleute, Stadt- und Landarbeiter, Philosophen und Gläubige, kurz alle, die die Nothwendigkeit fühlen, nicht mehr auf einem Wege weiterzuschreiten, der zum Verderben führt, sollen Antheil an diesem Bunde nehmen.

Zu diesem Werke der Zivilisation fühlen wir uns auch aus Liebe zu unsern Soldaten bezogen, die Blut unseres Blutes sind, und die wir nicht zu Unternehmungen gezwungen sehen wollen, die weder vom Rechte noch von der nationalen Ehre verlangt werden.

Und wir sind nicht die einzigen. Wie wir, so fühlen auch andere Völker die Last dieses übertriebenen und verderblichen Wettlaufes im Rüstren; um demselben nunmehr Einhalt zu thun, schließen sich diese vermittlest der Stimme ihrer besten Männer den Italienern an.

Überall, wo sich ein häuslich patriotisch Gesinnter mit dem Gedanken verständig, daß Italien wohl eine ganz andere Bestimmung habe als die, fortwährend unter den Waffen zu stehen, ohne sich von irgend einer Gefahr bedroht zu sehen, da werden auch die kühnen Werke einer bürgerlichen Neuerung nicht lange auf sich warten lassen.

So vereinigt mit der unwiderstehlichen Beharrlichkeit eines Volkes, das die im Namen seines Rechtes geschlagenen Schlachten zu gewinnen wußte, werden wir auch siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen wissen, der im Namen des menschlichen Fortschrittes gekämpft wird.

Mailand, am 29. November 1888.

Das Komitee.

Vorsitzender: Giuseppe Micheli, Oberst a. D., Graf Aldo Annoni, Senator des Königreichs, Präsident der Cespianische, Carlo Antognini, Major a. D., Abdo. Pietro Aperti, Abdo. Onorato Barbeta, Doktor Enrico Beretta, Giacinto Bruschi, Oberst a. D., Alessandro Carissimi, Major a. D., Mario Cattaruzza, Publizist, Felice Cavolotti, Abgeordneter, Prof. Alfonso Dell'Uomo, Luigi De Wasse, vom Arbeiter-Konsulat, Edoardo Signolo, Abdo. Riccardo Luzzatto, Antonio Raffi, Abgeordneter, Abdo. Pietro Manfredi, Abdo. Giuseppe Marcora, Abgeordneter, Ingenieur Luigi Mazzocchi, Abdo. Angelo Rayolenti, Abgeordneter, Ernesto Lombardi, Abdo.

— Ich habe mich entschlossen, Robja, Dich zu bitten, Dich dringend zu bitten, jedenfalls heute Abend zu uns zu kommen, sagte Dunja; — willst Du kommen?

— Ich werde kommen.

— Und auch Sie ersuche ich, um acht Uhr bei uns zu sein, wandte sie sich an Rasumichin. Mütterchen, ich bitte auch Herrn Rasumichin, zu uns zu kommen!

— Sehr gut, Dunesschla. Nun, so wie Ihr es jetzt entschieden habt, fügte Pulcheria Alexandrowna hinzu, — so mag es auch bleiben. Auch mir ist jetzt leichter zu Muth; ich liebe nicht, mich zu verstellen und zu lügen; wir wollen uns an die einfache Wahrheit halten, mag er sich nun ärgern oder nicht, dieser Peter Petrowitsch.

IV.

In diesem Moment öffnete sich leise die Thür und ein Mädchen, sich schüchtern umschauend, trat in die Stube. Alle sahen sie erstaunt und neugierig an. Rasumichin erkannte sie nicht auf den ersten Blick. Es war Sophie Semjonowna Marmeladow. Gestern hatte er sie zum ersten Mal gesehen, aber in einem solchen Moment, in einer solchen Umgebung und in einem solchen Kostüm, daß sich das Bild einer ganz anderen Persönlichkeit in sein Gedächtniß eingeprägt hatte. Sehr sah er ein einfach und sogar ärmlich gekleidetes, noch sehr junges Mädchen vor sich, fast einem Kinde ähnlich, mit bescheidenen, anständigen Manieren und einem offenen, aber etwas verschüchterten Gesicht. Sie hatte ein ganz einfaches Hauskleid an und einen alten, unmodischen Hut auf dem Kopf; nur der Sonnenschirm war von gestern. Als sie unerwartet eine ganze Stube voll Menschen erblickte, wurde sie nicht nur verlegen, sondern verlor sogar die Fassung, war verzagt wie ein kleines Kind und machte eine Bewegung, als ob sie wieder fortgehen wolle.

— Ah . . . Sie sind? . . . rief Rasumichin erstaunt, und ward nun selbst verlegen. Es fiel ihm ein, daß Mutter und Schwester aus Lushins Brief von einem gewissen Mädchen und dessen „allbekannter Aufführung“ schon etwas wissen. Eben erst hatte er gegen Lushins Verleumdung protestirt und erwähnt, daß er dieses Mädchen gestern

von wieder anzufangen. Hierzu berichtet jetzt die „Nowoje Wremja“, in der Untersuchung sei plötzlich eine ganz unerwartete Wendung eingetreten. Der auf Anordnung des Zaren an Ort und Stelle der Katastrophe entsandte „Untersuchungsrichter für besonders wichtige Fälle“, Herr Mark, habe die Ueberzeugung gewonnen, daß in dieser Affäre ein Verbrechen im Spiele sei. Um den Thäter auf die Spur zu kommen, habe Herr Mark sich von der Kanzlei des Charower Kreisgerichts förmliche Akten über Beschwerden vorlegen lassen, welche während der letzten Zeit von den Bediensteten der Russl.-Charlow-Nower Eisenbahn gegen die Leitung derselben gerichtlich eingebracht wurden und welche außerordentlich zahlreich waren. Von der Verwaltung der Russl.-Charlow-Nower Eisenbahn ließ sich Mark das Verzeichniß aller in den letzten Jahren entlassenen Bediensteten dieser Eisenbahn vorlegen. Auf diese Weise sollte die wahre Ursache der Katastrophe an's Tageslicht gebracht werden.

Balkanländer.

Stoianoff, Kandidat der bulgarischen Regierungspartei, ist mit 165 Stimmen zum Präsidenten der Sobranje gewählt worden. Der Kandidat der Gegenpartei Stoloff erhielt 83 Stimmen.

Asien.

Ueber Ahabad eingegangene Nachrichten melden aus Teheran: Ein Haufe wüthender Perser habe unlängst auf der Bahnstrecke zwischen Teheran und Schah Nj'm einen Zug mit Passagieren, hauptsächlich Frauen und Kindern, verbrannt. Die Ursache war die Tödtung eines Persers durch einen Bahnzug. Die Wuth des Volkes war so groß, daß eine allgemeine Empörung befürchtet wurde.

Afrika.

Eine Depesche der „Agenzia Stefani“ aus Massauah dementirt die in Filah und Massauah verbreiteten Gerüchte, daß Graf Antonelli durch den Sultan von Afrika gefangen wurde und meldet, daß die Reise des Grafen Antonelli ohne jede Schwierigkeit von statten gegangen sei. Es bestätigt sich, daß die Beziehungen zwischen dem König Menelik und dem Negus abgebrochen sind.

Vereine und Versammlungen.

Allgemeine Franken- und Sterbekasse der deutschen Drechsler u. s. w. (E. G. 86, Hamburg), Verwaltungsstelle Berlin A. Mitgliederversammlung am Freitag, den 28. Decbr. 1888, Abends 8½ Uhr, bei Säger, Grünerweg 29. Tagesordnung: 1. Geschäftliches. 2. Neuwahl des Vorstandes. 3. Verschiedenes. Erscheinen ist Pflicht.

Wiener Maskenball am Sonnabend, den 5. Januar 1889 in Schärder's Lokal, Mantuffelstr. 9, arrangirt von Mitgliedern des Lokal-Verbandes Süd des Verbandes deutscher Zimmerleute, zum Besten erkrankter Kameraden. Billets sind zu haben bei folgenden Mitgliedern: Blyple, Eisenbahnstr. 37, 4 Tr.; Joseph Schmidt, Kaufstr. 3, 3 Tr.; Hermann Neumann,

Reichenbergerstraße 120, 1 Tr.; G. Druschke, Wienerstraße 13, Hof 3 Tr.

Zimmerleute Berlin und Umgebung. Ergebnis der Ausstellung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse. Ausgaben wurden 3000 Fragebogen, davon wurden ausgefüllt und eingeleitet 130. Das Resultat hiervon ist folgendes: 130 Gesellen haben 5148 Wochen gearbeitet, 131 022 M. an Lohn, 1331 Mark an Ueber- und Sonntagstunden verdient. Durchschnittlich berechnet kommt auf den Gesellen 39½ Woche Arbeit mit 1007¼ M. Lohn pro Jahr oder pro Woche 19,38 M. Die Arbeitsdauer auf Grund der einzelnen Formulare war folgende pro Jahr:

| Gesellen | Wochen | Gesellen | Wochen | Gesellen | Wochen |
|----------|--------|---------------------|--------|----------|--------|
| 3 | 52 | 17 | 50 | 1 | 49 |
| 5 | 48 | 3 | 47 | 2 | 46 |
| 9 | 45 | 4 | 44 | 10 | 43 |
| 3 | 42 | 5 | 41 | 14 | 40 |
| 4 | 39 | 5 | 38 | 6 | 37 |
| 10 | 36 | 29 unter 35 Wochen. | | | |

Die meisten waren arbeitslos in den Monaten Januar bis April, dann Dezember, April, dann November. 70 Gesellen erhielten über 1000 M. Lohn. Der bestbezahlte hatte 1500 M. Lohn, 80 M. Ueberstunden. Der schlechtestbezahlte hatte 243 Mark Lohn, 4,50 M. Ueberstunden. 10 Gesellen gaben „regelmäßig“, 58 Gesellen „selten“ an, 21 Gesellen beantworteten die Frage Sonntagsarbeit nicht. 3 Poliere gaben 60 und 65 Pf. Stundenlohn an. — Kameraden! Den wenigen, welche sich gemüthlich fühlen, den Bogen auszufüllen und einzusenden, sei es dankbar anerkannt. Zugleich erkläre ich, daß die Erhebung hiermit beendet ist. J. A. v. H. Jäckel, Schönhauser Allee 177a.

Der Verein der Modellirer hält am Sonnabend, den 29. Dezember, Abends 8½ Uhr, im Vereinslokal, Ackerstraße Nr. 144, seine Weihnachtsbesprechung, verbunden mit einem gemüthlichen Herzerabend, ab, und werden die Mitglieder ersucht, nebst Freunden und Bekannten recht zahlreich zu erscheinen. Ein jeder Theilnehmer an der Feier hat ein Geschenk im Mindestwerth von 60 Pf. mitzubringen.

Gesang-, Turn- und gesellige Vereine am Freitag Gesang-Vereinsclub Abends 9 Uhr bei Kötzner, Dresdenstr. 40. Kaiserlicher Männergesangverein in Abends 9 Uhr im Restaurant Lamm, Schönhauser Allee 28. — Gesangverein „Bausebeutel“ Abends 8 Uhr im Restaurant Hensel, Alexandrinerstr. 15. — Liedertafel der Maler Berlins“ Abends 9 Uhr im Restaurant Kleine, Brandenburgerstr. 60. — Gesangverein „Flötersches Doppel-Quartett“ Abends 9 Uhr im Restaurant Rusehold, Landsbergerstraße 31. — Gesangverein „Fortschritt“ Abends 9 Uhr im Restaurant, Blumenstraße 46. — Gesangverein „Ostian“ Abends 9 Uhr Dresdenstr. 85 bei Gustavus. — Guppert'sche Sängervereinigung „Carnegie“ Abends 9 Uhr bei Rieft, Ueberstraße 17. — Gesangverein „Bouvardia“ (Männerchor) Abends 8½ Uhr im Restaurant „Teutonia“, Belfortstraße 15. — Liedertafel des Fachvereins der Steinträger Berlins. Abends 8 Uhr St. Hamburgerstr. 4 Uebungsstunde. — Gesangverein „Obnerge“ Abends 8½ Uhr Budower Garten. — Gesangverein „Wiederball“ Freitag Abend 9 Uhr, im Restaurant Schreyer-

berger, Köpnickstr. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. — Berliner Turngenossenschaft (V. Männerabtheilung) Abends 8½ Uhr in der städtischen Turnhalle, Wasserthorstraße 31. — Turnverein „Losenhaide“ (Männer-Abtheilung) Abends 8 Uhr Dieffenbachstraße 60/61. — Turnverein „Frob und Frei“ (Männerabtheilung) Abends 8½ Uhr Bergstr. 57. — Wissenschaftlicher Verein für Voller'sche Stenographie. Abends 8½ Uhr im Restaurant Rietzen, Dorotheenstr. 31, Unterricht und Uebungsstunde. — Allgemeiner Berlinscher Stenographenverein, Abtheilung „Vorwärts“, Abends 8½ Uhr im Restaurant Koll, Mariannenplatz 11. — Berlinscher Stenographenverein „Apollobund“ Abends 9 Uhr im Restaurant, Sendestr. 30. — Verein ehemaliger Dr. Doebbelin'scher Schüler“ Abends 9 Uhr im Restaurant Krebs, Friedrichstr. 208. — Voigt'scher Dilettanten-Orchesterverein. Abends 8½ Uhr Uebungsstunde im Restaurant Lehmann, Alexandrinerstr. 32. — Hithereverein „Alpenveilchen“ Abends 8½ Uhr im Restaurant „Wahlstatt“, Bellenalliancestraße 89. — Rauchklub „Westend“ Abends 9 Uhr im Hohenzollerngarten, Steglitzerstr. 27. — Rauchklub „Weichselblatt“ Abends 8½ Uhr im Restaurant, Stalitzerstr. 147a.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Ordnung beizubehalten. Briefliche Antwort wird nicht ertheilt.

S. S. 1. Wenn nicht ein bestimmter Termin zur Rückzahlung verabredet ist, so muß zunächst mit vierwöchentlicher Frist gelündigt werden, damit das Darlehen fällig wird. Nach Fälligkeit beantragt Ihre Mutter am besten beim Amtsgericht den Erlass eines Zahlungsbefehles gegen den Kausen. Wird von letzterem nicht binnen 14 Tagen seit Zustellung des Zahlungsbefehles Widerspruch erhoben, so wird auf Antrag vom Gericht der Vollstreckungsbefehl erlassen, auf Grund dessen der Gerichtsvollzieher pfänden kann. Wird Widerspruch erhoben, so muß Klage erhoben werden. Die Dauer und Kosten des Prozesses lassen sich niemals voraus bestimmen.

S. S. Fürstenwalderstr. Da Sie vor der Verheirathung Ihrer Mutter geboren sind, so ist die Staatsangehörigkeit Ihres Vaters nur dann für die Fügige entscheidend, wenn Ihr Vater Sie als sein Kind anerkannt hat, was vornehmlich bei Ihnen der Fall war. Theilen Sie also den Sachverhalt dem Magistrat mit und fügen Sie den Taufschein der Eltern sowie eine eidesstattliche Versicherung von Verwandten oder Bekannten darüber bei, daß Sie von Ihrem Vater stets als sein Kind anerkannt worden sind. Ihr bloßer späterer Aufenthalt in Preußen entscheidet für Ihre Staatsangehörigkeit nicht. Schlimmstenfalls können Sie durch Eingabe an das Polizeipräsidium Ihre Aufnahme in den preussischen Staatsverband beantragen, welchem Antrage stattgegeben werden muß.

Theater.

Freitag, den 28. Dezember.
Opernhaus. Der Trompeter von Säckingen.
Schauspielhaus. Egmont.
Lesing-Theater. Heimgarten.
Deutsches Theater. Romeo und Julia.
Wallner-Theater. Madame Bonivard. Vorher: Der dritte Kopf.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Der Mikado.
Niktor-Theater. Alti Baba.
Residenz-Theater. Adde Constanin.
Sollallianz-Theater. Die Raupe (Le bain des dames).
Volks-Theater. Die Jungfrau von Orleans.
Rönigstädtisches Theater. Papa Nielebusch.
Central-Theater. Leuchtturm.
Adolf-Grün-Theater. Die drei Grazien.
Theater der Reichshallen. Spezialitäten-Vorstellung.
Pantmann's Variété. Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia-Theater. Spezialitäten-Vorstellung.

Berliner Theater.

Freitag, den 28. Dezember:
15. Abonn.-Vorstellung: **Julius Cäsar.**
Sonnabend, den 29. Dezember:
Die wilde Jagd.
Sonntag, den 30. Dezember:
Julius Cäsar.

Cirkus G. Schumann.

Friedrich-Karl-Ufer. Ecke Karlstraße.
(Am früheren Bickus Kreuzer.)
Der Cirkus ist gut geheist und gegen Zug geschützt.
Freitag, den 28. Dezember:
Zwei große Extra-Vorstellungen.
Nachmittags 4 u. Abends 7½ Uhr.
Nachmittags hat jeder Besucher das Recht, ein Kind unter 10 Jahren frei mit einzuführen.
Zum Schluß der Vorstellung:
Römische Ballet-Pantomime.
Abends 7½ Uhr: Zum 9. Male:
Die schöne Hosi oder Schuls und Müller im Orient.
Sonnabend, den 29. Dezember:
Zwei große Gala-Vorstellungen.
Nachmittags 4 und Abends 7½ Uhr.

American-Theater.

Walmorthenerstrasse Nr. 15.
Berliner Schönheits-Konkurrenz.
Die Tableaux werden von in Berlin geborenen Schönheiten dargestellt. Erstes Bild: Aschenbrödel nach F. Hiddemann; 2. Bild: Martha Adgel. Zweites Bild: Mutter Rosen nach B. Humann; 3. Bild: Drittes Bild: Hoffnung nach C. v. Bodenhausen; 4. Bild: Wertes Bild: Das Wasser nach G. Graf; 5. Bild: Fünftes Bild: Lachender Stummel nach Raphael; 6. Bild: Die Flöner und die übrigen vier Damen. (Die mit * bezeichneten Damen wünschen unbenannt zu bleiben.)
Neu! Der Weihnachts-Engel, Neu! dargestellt von Fräulein Martha Eisner.
Anfang 7½ Uhr. Sonntag 6½ Uhr.
Billet-Vorverkauf ohne Aufgeld im „Anwaltsbau“ u. Vormittags von 11—1 Uhr an der Theaterkasse. [806]

Als Verlobte empfehlen sich
Anna Paetzold
August Werner.
Berlin, im Dezember 1888. [1631]

Unserem Freunde, Vereinskollegen und Genossen
Franz Kobaczewski
zum heutigen Wiegensfest ein dreifach donnerndes Hoch. [1632] D. V. d. D. M. S. G.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Sonnabend, den 29. d. M., Abends 8½ Uhr, in **Gratweil's Bierhallen**, Kommandantenstraße 77-79.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:
1. Bericht der Kommission über die Lohnstatistik.
2. Vereinsangelegenheiten.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.
1638] **Der Vorstand.**

Tischler-Verein.

Anßerordentl. Generalversammlung am **Sonnabend**, den 29. ds., Abends 9 Uhr, Rottbusestraße 4a. T. D.: 1. Eröffnung der Bibliothek und Bericht der Kommission. 2. Bericht vom Stiftungsfest. 3. Untersuchungsgefuche. 1633] **Der Vorstand.**

Muffen!!

(Durch Zufall spottbillig.)
Sätze Pelzmuffen 1,50 M. Waschbälge 4 M. Spodium 5 M. Pelzgarnturen Stück 1,25 M.
Dranienstr. 158.

So geht's nicht

weiter! sprach Hugo, mir fehlt ein **Winterpaletot!**

900 hochlegante Winterpaletots für Herren und Damen, Damen- und Kinderkleider, Uhren, Betten, Stiefel, Goldsachen und 200 feinste Knabenanzüge verkauft sabelhaft billig [898]

Lucke's Pfandleihe,

66 Prinzenstraße 66.
Auch Sonntags bis 10 Uhr Abends geöffnet.

ein Schirm

verloren gegangen, mit den besonderen Zeichen: schwarze Seide, dunkler, rechtwinklig gebogener Griff und askarlig. Abzug bei Kopf, Löpfer. Schönh. Allee 64, vorn 4 Tr. [1634]

Passage 1 Er. 9 M. — 10 M.
Kaiser-Panorama.
Neu! Zum ersten Male: Neu!
Dritte Wanderung durch das malerische Riesengebirge.
III. Reise: Amerika, Californien.
Reise Sr. Maj. Sult. Sult. [806]

Berlin S. **A. Schulz,** Berlin S. 601
Nr. 34. **Wasserthorstraße Nr. 34.**
Möbel- und Polsterwaaren-Fabrik.
Gediegene Arbeit. Zeitgemäße Preise. Coulaute Zahlungsbedingungen.

Robert Blum
und seine Zeit
von **Wilhelm Liebknecht.**
Heft 4
ist erschienen.
Preis pro Heft 25 Pfennig.
Zu beziehen durch die Expedition, Zimmerstraße 44.
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Berliner Löwenbräu
Beste, aus ordentlichem Wasser, mit dem besten Hopfen, in folgendem Restaurant zu 20 Pf. in folgendem Restaurant zu 20 Pf.
L. Leipzigerstr. 119-120. R. Potsdamerstr. 124-125. R. Friedrichstr. 108
L. Jerusalemstr. 108
L. Alexanderstr. 61
L. Eisenstr. 7 [1635]

Läuferstoffe,
etwas verwebt, Mtr. 25 Pf.
1 Meter breit Mtr. 70 Pf.
Einzeln [1489]
Sopha-Bezüge!
in Rips, Damast und Fantasiestoffen
für die Hälfte!
Fabrik-Lager **Emil Lefevre, Nr. 158.**

Herren- und Knaben-Garderoben
eigens Werkstat.
Große Auswahl von Stoffen u. Sachen. Anfertigung nach Maß in eigener Werkstat, gut sitzend und sauber gearbeitet, zu soliden Preisen. [1428]
Ad. Kunitz, N. Hens 50 par. N. Müllerstr. 155, Ladung.
Ausnahmeweise billige Knaben-Anzüge, sowie Knaben-Paletots verl. **Karl, Kaufplatz 1, Ecke Waldemarstr. Besterhandlung.** [1573]

Polsterwaaren u. Möbel [1601]
jed. Art, eign. Fabrik, u. d. billigst. Preisen empf. **A. Seifert, Köpnickstr. 149, nahe d. Köpnickstr.**
Ein Grünkramesgeschäft
nebst Halle ist zu verkaufen **Bernauerstr. 76, Häberes beim Witz.**
Arbeitsmarkt.
Drechsler
auf Marmor und Marmor bei hohem Lohn verlangt [1639]
F. Pries, Marmorwaarenfabrik, Landsberger Allee 19/20.

Die alte Leier.

„Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen“ — das müssen wir von den „Arbeiterfreunden“ Feinden der Arbeitersache sagen, die nun in Deutschland seit nahezu dreißig Jahren ihr Wesen treiben. Seit aus dem Munde des Herrn Schulze-Delitzsch das — übrigens schon ein Jahrhundert vorher von dem Amerikaner Benjamin Franklin mit viel mehr Geschick und dem auch nicht ohne Berechtigung gepredigte — Sparwangelium erkundete, reiten die Gegner der selbstständigen Arbeiterbestrebungen unablässig auf diesem Thema herum, obgleich dasselbe durch die Wucht der Verhältnisse und die Logik der ökonomischen Entwicklung längst dem Fluche der Nichtigkeit verfallen ist. — Ein „Arbeiterfreundliches“ Blatt nach dem anderen hatte das Sparwangelium herunterzuwerfen, und ein „Arbeiterfreundliches“ Blatt nach dem anderen ist an dem gefundenen Menschenverstand der deutschen Arbeiter zu Grunde gegangen. Allein, die „Arbeiterfreundlichen“ Sparpostel, die ein vorzügliches Geschäft machen würden, wenn es gelänge, die deutschen Arbeiter in den Schaffall der Harmoniebeselzer zu sperren, fangen immer wieder von vorne an. Und neuerdings haben sie z. B. abermals eine „Deutsche Arbeiterzeitung“ gegründet, die bloß deshalb den Namen hat, weil sie nicht von deutschen Arbeitern geschrieben ist, — und die von „Arbeiterfreundlichen“ Arbeitgebern und deren Bediensteten überall unter den Arbeitern vertheilt wird.

Welchen Schund diese Herren „Arbeiterfreunde“ den Arbeitern zu bieten wagen, das erfahren wir aus nachstehender Zuschrift, die sich mit der letzten Nummer des Musterblättchens beschäftigt — wir selbst hatten an der ersten Nummer genug, sind aber unsterblich dankbar für die Mühe, die er sich gegeben hat, doppelt dankbar —:

„Die geistige Speise für unsere Arbeiter — so heißt es in dieser aus Mittweida, 29. Okt., datirten Zuschrift — die „geistige Speise“ für unsere Arbeiter, das Organ des Arbeitgebersvereins, die „Deutsche Arbeiter-Zeitung“, trifft jetzt regelmäßig hier ein und gelangt unter den Arbeitern verschiedener Fabriken ganz unentgeltlich zur Vertheilung. Sie ist also noch billiger wie Berliner „Volksküchenloft“, sie ist aber auch darnach. Der rührselige, naive Ton, welcher in den so belehrenden und unterhaltenden Spalten angebracht wird, könnte einem Thronen entlocken, wenn man nicht wüßte, daß der Schall dahinter steht, der mit der Schlafmütze in der Hand bedächtlich lauert, bis der aus seiner Feder geflossene, betäubend wirkende Phrasenschein bei den Lesern seine Wirkung gethan. Tritt dies ein, dann schnell dem armen Opfer die Pfeilmütze über die Ohren gestülpt, es ist der Ruhe bedürftig. Die bösen Sozialdemokraten und Aufbeherer lassen den braven Arbeiter auch gar nicht zur Ruhe kommen, fortwährend erhebelten sie ihn in Aufregung, verbeugen ihn, was er auflären nennen, kurz, suchen ihm durch ihre Presse alle Lasten einzupumpfen und machen durch Rügen von Rührhänden in Fabriken auch noch den so humanen, menschenfreundlichen Arbeitgebern das Leben sauer. Das wird nun mit einem Schlage anders. Dr. C. Salomon von der „Nationalzeitung“ in Berlin läßt seine schwarzen Soldaten in den Spalten der „Arbeiterzeitung“ aufmarschieren und sie schlagen die Reichsfeinde gründlich auf's Haupt. Der unzufriedene, nach einer besseren Lebensstellung sich Sehende Arbeiter wird sofort zu einem zufriedenen und glücklichen Menschen, wenn er z. B. in Nr. 6, welche mir vorliegt, liest: Daß in Berlin ein Innungsmeister, der als armer Besenbinderjunge in der Lüneburger Straße das Licht der Welt erblickte, es bis zum Arbeitgeber, der 30 Gesellen beschäftigt, gebracht und nun zu seinem 25jährigen Meister und Ehegatten alle seine Arbeiter mit Kind und Regel zu einem Festmahle eingeladen hat, wo man ihn natürlich hochleben läßt und der Allgesele, nachdem man die Suppe gegessen, die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit gebührend feiert; hierauf folgt noch Braten mit Kompot. Das muß eine Männersele umreißen und freudselig stimmen. Besonders wenn man gleich dahinter liest, daß gar nicht weit von diesem Lokale, wo alles in Seligkeit schwamm, die bösen Sozialdemokraten auch zu einem „fröhlichen Zusammensein“ eingeladen waren. Aber zu! wie sah es da aus; tolle Kravatten, tolle Schleißen, überwiegend roth gekleidete Kinder, entsetzlicher Tabakqualm, dumpfe, gedrückte Stimmung; die Gesichter der Männer abgemerkten Haß, die Frauen blickten oft sorgenvoll drein. Die Kriminalpolizei war zur Stelle und musterte die Anwesenden sorgfältig, aber kein Innungsmeister erschien, der sie freigehalten hätte, es trank Jeder für sich. Es war ein planloses, freudeleeres Trinken und Bechen, ein Vergeuden von Geld und Zeit, ein hochdurchgeläutes, niederfülltes Streben und Wehen.“ — Möglich, daß die zum Sonntag Abend sich bei einem Glase Bier treffenden Arbeiter die sie beobachtende und bewachende Kriminalpolizei, sowie die feilen Zeitungsreporter, die nur gekommen sind, um für die große Kapitalistenpresse ein Herbild der sozialistischen Zusammenkünfte zu entwerfen, mit scheelen Augen angesehen haben. Auch in Arbeiterkreisen erkennt man die Vögel an ihren Federn und ist Vorwitz, wie die Erfahrung lehrt, doppelt verboten. — Noch ein wunderherrliches, sehr beherzigenswerthes Gedicht: „Eine fluge Frau“ aus Samuel Smiles' Schramm „Weg zum Wohlstand“ findet sich in Nr. 5 abgedruckt. Ein Arbeiter heirathet eine brave, rechtschaffene Maid, ist aber höchlichst verwundert, als sie ihn gleich am ersten Tage ihrer Ehe bittet, ihr doch alle Abende das Geld zu einem Krügel Bier zu bewilligen; er gewährt ihr das Geld zu einem Krügel Bier, und geht selbst alle Abende zu diesen schweren theuren Bier. Nach einem Jahre möchte er gern mit seiner Frau zur Schwiegermutter aufs Land fahren, hat aber leider kein Geld. Da nimmt seine hübsche junge Frau ein Krügel vom Ofen und schüttet den Tisch voll Silbermünzen. Es ist das Geld für das Krügel Bier, das ihr alle Abende bewilligt worden ist, was sie aber nicht getrunken hat. Das nahm sich der Mann so zu Herzen, daß er fortan auch kein Bier mehr trank, sondern das Geld sparte. Natürlich konnte er sich für dieses Geld eine eigene Werkstatt und schließlich eine Fabrik bauen und wurde auch noch Bürgermeister des Ortes. „Doch selbst als solcher trank er selten Bier, denn — sagte er oft — es sammelt sich bald an, wenn man so täglich ein paar Schoppen trinkt!“ — Diese aus dem Englischen entnommenen Schoppen erinnern uns recht lebhaft an das Dreiergläschen Schnaps, welches in dem Reichstagsbericht des Herrn Justizraths Schneider eine so große Rolle spielte. Jedermann ist demnach seines eigenen Glückes Schmied und kann durch Konsumverminderung sich nicht bloß um die Bier-, Branntwein-, Rasse- u. Steuer brumdrücken, sondern auch noch ein reich Mann, ja sogar Bürgermeister werden. Hoffentlich lachen sich die Arbeiter, wenn sie obiges Gedicht gelesen, nicht etwa zu Tode, sonst kommen sie um die — Bürgermeisterstelle.“

Dies die Zuschrift.
Wir sagten oben, die Herren „Arbeiterfreunde“ würden ein sehr gutes Geschäft machen, wenn die Arbeiter auf den Leim der „Arbeiterzeitung“ gingen. Dies gute Geschäft würde indeß bloß politischer Natur und nur indirekt ökonomischer Natur sein, insofern die Arbeiter, wenn sie sich für den Schaffall des

Harmoniebeselzer einfangen lassen, beliebig geschoren werden könnten. Allein der Sparpostel, mit dem die Mäuslein in die Falle gelockt werden sollen, wird von den Herren Arbeiterfreunden selber nicht ernst genommen, wenigstens nicht von denen, die ein bißchen Grübe im Kopfe haben und das A B C der Nationalökonomie halbwegs verbaud haben. Wenn nämlich die Arbeiter das Sparwangelium befolgen, von Wasser und Brot leben, in Höhlen oder Wäldern wohnen, sich in Sackeinwand leiden — kurz jedem Luxus entsagen wollten, wie weiland der erste Sparmeister Diogenes — dann könnten die Herren „Arbeiterfreundlichen“ Fabrikanten hübsch einpacken und unsere Industrie wäre „futtsch“. Dann wäre freilich auch die „soziale Frage“ gelöst und die „sozialen Gegensätze“ beseitigt — jedoch in einer Weise, die unseren Herren Arbeiterfreunden schwerlich behagen würde.

Genug — die Herren Sparpostel vergessen ganz, daß unsere Industrie von dem Konsum der Arbeiter abhängt, daß die gegenwärtige Nothlage der Industrie hauptsächlich in der Unfähigkeit der Arbeiter, viel zu kaufen, ihren Grund hat, und daß, wenn die Arbeiter noch künstlich durch „Sparen“ ihre ohnehin spärliche Konsumtion einschränken, dies den vollständigen Ruin der Industrie bedeuten würde.

Eine vernünftige Volkswirtschaft strebt darnach, den Arbeiter konsumtionsfähiger zu machen. Das heißt, statt denselben zum „Sparen“ zu ermuntern, — welches leider freiwillig und weit mehr noch unfreiwillig schon viel zu viel und in verderblich hohem Maße getrieben wird — soll man ihn zu höheren Kulturbedürfnissen erziehen und die Produktion so einrichten, daß der Arbeiter den ihm gebührenden Antheil am Ertrage der Arbeit erhält und damit die Möglichkeit zur Befriedigung der höheren Kulturbedürfnisse.

Lokales.

Die Berliner Schuhmacher-Innung hat das Weihnachtstfest nicht vorübergehen lassen, ohne den außerhalb der Innung stehenden Schuhmachern noch eine neue Uebersetzung zu bereiten. Unmittelbar vor dem Feste ist den Nicht-Mitgliedern der Innung der im § 100 k der Gewerbe-Ordnung vorgeschriebene Kostenanschlag über die Wohlfahrts-Einrichtungen der Innung zugegangen. Dieses notwendige Erforderniß für die Heranziehung der Nicht-Mitglieder zu den Kosten war ursprünglich ganz und gar vergessen worden, erst nachdem das frühere Mitglied der Gewerbe-Deputation des Berliner Magistrats, Herr Rechtsanwalt Dr. Weichselohn, in einer öffentlichen Schuhmacher-Versammlung auf dieses Erforderniß hingewiesen hatte, beistellte sich die Innung, das Versäumte nachzuholen. Sie hat das aber in einer Weise gethan, die allgemeines Befremden erregen muß und den Erfordernissen des Gesetzes in keiner Weise entspricht. Der zur Versendung gelangte „Haushaltsplan“ enthält nämlich folgende Positionen: „Einnahme von circa 2300 beitragspflichtigen Gewerbetreibenden (der Innung angehörig und nicht angehörig) 1. Klasse: 1300 welche keine oder 12 Mark Gewerbesteuer zahlen, à 1,20 Mark = 1560 Mark; 2. Klasse: 600 welche 18 bis 20 Mark Gewerbesteuer zahlen, à 3 Mark = 1800 Mark; 3. Klasse: 200 welche 30—42 Mark Gewerbesteuer zahlen, à 6 Mark = 1200 Mark; 4. Klasse: 200 welche 42 Mark und höhere Gewerbesteuer zahlen, à 8 Mark = 1600 Mark. — Summa 6160 Mark. Dazu kommt von den Gesellen für Arbeitsnachweis und Kontrollgebühr à 10 Pf. für circa 6400 = 640 Mark, zusammen 6800 Mark. — Als Ausgabe für das Schiedsgericht, Herbergs-, Einbring- und Kontrollkosten: 6800 Mark. Die Ausgaben sind also nicht spezialisiert, sondern es heißt einfach: Die Einnahmen werden ausgegeben! Dieser merkwürdige „Haushaltsplan“ enthält allerdings eine drastische Illustration durch die Erklärungen, welche der Obermeister der Innung in der außerordentlichen Generalversammlung der Innung gab, die am 18. Dezember zum Zwecke der Statutenänderung einberufen und trotz der Wichtigkeit der Tagesordnung nur von 250 Mitgliedern (von 2400 Mitgliedern) besucht war. Der Innungsbeitrag betrug bisher 1,20 Mark pro Jahr, davon wurden 40 Pfennig zu den betreffenden Wohlfahrts-Einrichtungen und 80 Pfennig für Unterstüßungen an alte Meister und Wittwen verwendet. Der Beitrag soll nun zwar derselbe bleiben, aber einem Antrage des Vorstandes gemäß soll die theilweise Verwendung zu Unterstüßungen in Zukunft fortfallen. Trotzdem sollen die Unterstüßungen auch ferner ein statutarisch verbrieftes Recht der Mitglieder bleiben. Dieser Preispaß der Natur wurde durch den Obermeister Beutel dahin aufgeföhrt, daß die Unterstüßungen in anderer Form genöhrt werden sollen; es handele sich nur darum, das Statut mit dem § 100 k der Gewerbeordnung in Einklang zu bringen. Der Vorstand könne ja doch machen, was er wolle. Es scheint nach diesen Erklärungen des Obermeisters, daß dem Gesetz ein Schnitzpaß geschlagen werden und der Beitrag, welcher von den Nichtmitgliedern eingetrieben werden soll, unter der Hand auch zu denselben Unterstüßungen verwendet werden dürfte, die nur den Innungsmitgliedern zu Gute kommen. Uebrigens dürfte es der Innung auch sonst einige Schwierigkeiten bereiten, die im Etat angenommene Einnahme von 6800 Mark in einer den gesetzlichen Bestimmungen entsprechenden Weise an den Mann zu bringen, denn jene Einrichtungen erfordern leinewege eine solch große Summe; aber wie sagt Herr Obermeister Beutel so treffend: „Der Vorstand kann ja doch machen was er will!“

Der Innungsgesellen-Ausschuß haben sich die Buntler aus dem Baugewerbe auf einem ihrer letzten „Tage“ unterhalten. Es kam dabei zu Tage, daß einzelne Innungsmeister wirklich sonderbare Ansichten von einem geistlichen Einvernehmen zwischen Meister und Gesellen haben. Es wurde geklagt, daß selbst da, wo die Bildung solcher „Gesellen-Ausschüsse“ gelungen ist, wie der Ausdruck dafür bezeichnend genug heißt, ein solches „geistliches Einvernehmen“ nicht erreicht ist. Darüber wundern kann sich freilich nur ein Innungsmeister. Wenn man fortwährend von den „unverschämten Forderungen“ der Gesellen spricht; wenn man niedrige Löhne, lange Arbeitszeit, Affordarbeit zum Heben des Handwerths für durchaus erforderlich hält; wenn man alle Schliche und Kniffe anwendet, die die künstliche Beschränkung überhaupt birgt, um die Gesellen an der Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte zu hindern und ihre Lebenshaltung herabzudrücken; wenn man schwarze Listen fabriziert, jeden Arbeiter, der sich den eigenmächtigen Bestrebungen der Meister entgegenstellt, mit fanatischer Wuth verfolgt; wenn man die Behörden bittet, den Gesellen das Vereinnahmungsrecht, das ihnen schon bis zum wesenlosen Schein verlummert ist, ganz zu nehmen; wenn man mit dem Ausnahmesegeß und dem Buttkamer'schen Streikverbot noch lange nicht befriedigt ist, sondern immer noch mehr Druck für die Arbeiter streift; wenn man eifrig bemüht ist, da, wo die Lebenshaltung der Arbeiter sich noch einigermaßen günstig stellt, durch Einführung fremder „billiger“ Arbeiter die Kultur des Volkes herabzubringen; wenn man jede Verleumdung, jede Schmähung, jede Verdächtigung, jede Denunziation gegen die Arbeiter schleudert; wenn man

sich sogar nicht entblödet, die Krankenkassen der Arbeiter mit giftigem Geißer und schamlosen Lügen zu bespritzen und zu beschmutzen; wenn man den Arbeitern niemals das gegebene Wort hält, sich durch keine Abmachung über Lohn und Preis, durch kein Ehrenwort und durch keine Unterschrift gebunden fühlt; wenn man in jedem Wort, in jeder Schrift, in jeder Verhandlung dem giftigsten Haß gegen jede Regung der Selbstständigkeit der Arbeiter Ausdruck giebt; kurz, wenn man alles thut, was zur Verbitterung, zur Entfremdung zwischen Meister und Gesellen führen muß, auch wenn ihre natürlichen Interessen nicht in den Hauptsachen entgegengesetzt wären, und wenn man dann mit heuchlerischem Mienenverdreßen von der Herstellung eines „geistlichen Einvernehmens“ spricht, worunter man doch nur verstehen kann, daß die Gesellen sich nicht nur den Interessen, sondern auch den Launen und Schrullen der wirtschaftlich ungebildeten Meister fügen sollen; dann bieten die Innungsbeher ein Bild und Beispiel der mit Dummheit verbundenen Lüge und Heuchelei, wie es verächtlicher und trauriger nicht gedacht werden kann.

Die Innungen sind errichtet worden, um dem wirtschaftlich ungebildeten Kleinmeisterstande, der der rethungslosen Aufsaugung durch das Großgewerbe entgegen geht, nicht etwa Spielzeug zu geben, mit dem er sich beschäftigen und von dem Nachdenken über seine Lage abbringen läßt, das ihn verhindert, die eigentlichen, übermächtigen Ursachen seiner Verarmung zu erkennen und ihn von dem einzig möglichen Weg der wirtschaftlichen Umformung abhalten soll. Die Innungen müssen, es ist dies die notwendige Folge, Unfrieden zwischen Meister und Gesellen pflanzen und pflegen. Wo kann da ein Einvernehmen bestehen?

Aber die Innungsmeister verlangen ja auch nur ein „geistliches Einvernehmen“, nicht ein Einvernehmen schlechthin. Wenn dies Wort überhaupt einen Sinn hat, so heißt es, ein solches Einvernehmen, bei welchem die Innungsmeister gut geüben, bei dem sie von dem Arbeitsertrag den möglichst größten Theil für sich nehmen können. Sie wollen dies im erzwungenen Einvernehmen mit den Gesellen thun. Einen anderen Sinn können wir dem von den Innungsmeistern erwünschten „geistlichen Einvernehmen“ mit den Gesellen nicht unterlegen. Es ist ganz ausgeschlossen, anzunehmen, daß dieses Einvernehmen zum Bedenken der Gesellen beitragen soll.

Der schon öfter besprochene Innungsarbeitsnachweis giebt ein lehrreiches Beispiel von dem Einvernehmen, wie es die Innungsmeister wünschen.

Zu solchem Einvernehmen sollen die Innungs-Gesellen-Ausschüsse helfen. Uns ist aber bis jetzt, selbst auf wiederholte und sehr bestimmt gestellte Fragen nicht eine Antwort geworden, wie sich die Innungs-Agitatoren eigentlich denken, daß der Gesellen-Ausschuß dieses „geistliche Einvernehmen“ herstellen soll.

Eine wirkliche Gesellenvertretung kann und wird sich niemals dazu gebrauchen lassen, den Meistern bei der Vergewaltigung zu helfen. Wenn sie das thun wollte, würde sie sofort allen Anhalt in der Gesellenschaft verlieren und vollkommen machtlos sein. Eine wirkliche Gesellenvertretung wird stets mit Entschiedenheit für die Rechte der Gesellen eintreten und muß dadurch in ebenso entschiedene Gegnerschaft mit den Meistern notwendig kommen. Das wissen die Herren auch sehr gut. Sie lehnen es deshalb auf das Allerbestimmteste und Hartnäckigste ab, mit einer wirklichen und wahren Gesellenvertretung zu verhandeln. Ein Einvernehmen mit derselben kann nie „geistlich“ genug für die Meister werden.

Sie wollen eine Scheinvertretung der Gesellen. Der Innungsgesellen-Ausschuß soll den Ansprüchen der Meister nie entgegenreten. Er soll stets für niedrigen Lohn, für lange Arbeitszeit, für jede Art der Vergewaltigung der Gesellenschaft eintreten müssen. Nun nehmen wir an, man habe wirklich einen solchen Ausschuss aus einer Anzahl künstlicher Judasseele zusammengeknüpelt, was nicht er, wozu ist er gut?

Die Gesellen beachten sein Dasein nicht, ja man hält in vielen Fällen das Dasein dieses Ausschusses vor den Gesellen geheim. Der Ausschuss hat auf die Gesellenschaft also auch nicht den allergeringsten Einfluß, er ist zu gar nichts gut.

Das kam denn auch auf dem Bau-Innungsstage zum Ausdruck. Der Gesellen-Ausschuß, wo er zusammengemogelt ist, besteht nur dem Namen nach, nur in Kiel und Lübeck sollen die Zimmergesellen-Ausschüsse nach Wunsch der Meister wirken. So berichtet der Referent.

Wir hätten uns gewundert, wenn es anders gewesen wäre.

Der Referent sagte weiter, daß sich an manchen Orten die Gesellen bei der Gesellenprüfung betheiligen, aber den Ansprüchen der Meister in Betreff des Herbergswesens und des Arbeitsnachweises überall ablehnend gegenüber stehen.

Auch das Verhalten ist in der Natur der Sache begründet. Die Lehrjahrsprüfung ist eine wertlose Spielerei, deshalb wird niemand etwas dagegen haben, wenn ein Geselle, dem solch dummes Späß macht, sich daran betheilt. Auch die persönliche Eitelkeit so mancher Gesellen föhrt sich dabei geschmeichelt, bei einer solchen Haupt- und Staatsaktion Statist zu sein. Es schadet ja nichts, also warum nicht.

Sowie es aber zu Fragen kommt, die das Interesse der Gesellen und Meister berühren, wenn es darauf ankommt, den Meistern durch Herbergswesen und Arbeitsnachweis die Gesellen in die Hand zu liefern, dann kann der Gesellen-Ausschuß nichts leisten, selbst wenn er wollte, nicht, weil seine Abmachungen mit den Meistern von der Gesellenschaft, die ihn ja meistens gar nicht kennt, nicht beachtet werden würden.

Diese Ausführungen des Referenten wurden allseitig voll und ganz bestätigt. Man erfährt dabei auch beiläufig, daß es in Berlin bei der Bauinnung solch einen geheimen Gesellen-Ausschuß wirklich giebt, daß die Wahlkommission am 1. April d. J. kein bloßer Aprilscherz war, sondern, was kaum glaublich erscheint, von den Innungsmeistern ernst genommen ist. Der Ausschuss in Berlin ist nach diesem Bericht so „zu Stande gekommen“. Nachdem es dreimal mislungen war, die überdüpeln, weil sie eben keine Lölpel sind, wurde schließlich auf Anrathen der Ausschussbehörde (das ist glaublich, daß eine „Behörde“ die Verhältnisse schief beurtheilen kann, das halten wir für „flun“ (d. h. wohl wirklich etwa 20—30) bei Innungstende Gesellen (Bachullen und Poliere) die heimlich eine Kandidatenliste für den Ausschuss aufstellten. Nun weiter, so heißt Stimmzettel mit diesen Namen an Innungsmeistern arbeitenden Gesellen geistliche Unwahrheit. Es hat, wie ich schon sagte, vielleicht der größte Theil der arbeitenden Gesellen, kein Interesse an der Aufforderung, sie

liefern; circa 200 Stimmzettel (also wohl in Wirklichkeit 80 bis 100) wurden eingeleistet, und der Gesellenausbruch war fertig. Seine Zusammenlegung ist noch heute tiefes Geheimnis.

Solch eine zusammengeknorrte Gesellschaft ohne Einfluss, ohne Anhang in der Gesellschaft soll nun das „geheimliche Einvernehmen“ herstellen. Das können doch nur Kinder, Narren oder Innungsmeister wirklich erwarten.

Man will aber doch in dieser Art weiter fortfahren, sich den „guten Elementen“ zu nähern. Wozu die Mühe, man hat die Buchstaben ja alle Tage bereit. Einen solchen Gesellenausbruch herzustellen, ist doch keine Hexerei. Den kann man sehr billig haben. Die Gesellen bleiben da ganz ruhig. Sie würden aber doch etwas unangenehm werden, wenn man auf den Bahnhöfen verfallen sollte, mit Hilfe eines solchen Ausschusses den Gesellen Lasten zur Einrichtung eines „geheimlichen“ Arbeitsnachweises nach dem Muster des Herrn Steinmey-Obermeister Duth in Berlin aufzulegen.

Die kürzlich von uns erwähnten hygienischen Kurse für Schulbeamte, wie sie das hygienische Institut veranstaltet, sind nach folgendem Plane geordnet: Erster Tag: Anforderungen an eine gute Schulluft (Koch), Apparate und Methoden zur Untersuchung der Luft auf Kohlenäure, Kohlenoxyd, Feuchtigkeit, Staub und Bakterien (Proslauer). Zweiter Tag: Heizung und Lüftung (Esmarch). Dritter Tag: Schulbänke, Beleuchtung und Photometrie (Koch). Vierter Tag: Wasserreinigung der Schulen, Abortanlagen, Mauerfeuchtigkeit (Proslauer). Fünfter Tag: Anstehende Krankheiten, ihre Ursachen und Verhütung (Koch). Sechster Tag: Studien im Hygienemuseum (Esmarch). An den Nachmittagen werden die einzelnen Kapitel der Schulhygiene durch Befichtigung von Schulen (Lousigymnasium, 113. und 99. Gemeindefchule, Joachimsthal'sches Gymnasium) praktisch erläutert. Die Kurse für Verwaltungsbeamte, welche zunächst in der Zeit vom 3. bis 15. Dezbr. stattfanden, umfassten folgende Lehrgegenstände: 1) Anstehende Krankheiten (Koch), 2) Wasserreinigung (Koch), 3) Abfuhr und Kanalisation (Koch), 4) Heizung und Lüftung (Koch), 5) Flußverunreinigung (Koch), 6) Begräbnisplätze, Mauerfeuchtigkeit, Abwässerreinigung (Koch), 7) Desinfektion (Esmarch), 8) Schulhygiene (Esmarch) und 9) Nahrungsmittelfrage (Proslauer). Auch mit den Verwaltungsbeamten wurden, gewöhnlich unter Führung von Proslauer oder Esmarch, Ausflüge zur Befichtigung hygienisch wichtiger Anlagen veranstaltet, namentlich nach den Wasserwerken, Riefelfeldern, nach Pumpstationen, Krankenbäusern, dem städtischen Ayl, nach Gärtnisch Bismarcksee und der Desinfektionsanstalt. Am Schluß beider Kurse zeigte Geheimrat Koch die Anstehungskörper (Bakterien) photographiert. Die durch Mikrophotographie gewonnenen Glasphotogramme der bekannten Krankheitsträger wurden durch ein elektrisch beleuchtetes Linsenystem 30 000mal vergrößert.

Wie die Deutschen im Auslande Weihnachten feiern, erzählt Friedrich Gerstäcker mit der Glaubwürdigkeit, welche einem so bewährten Weltreisenden eigen ist. „Es war mein Schicksal“, sagt er, „daß ich das Fest in den verschiedensten Ländern der Erde zubrachte, und ordentlich rührend kam es mir vor, wie hauptsächlich die Deutschen aller Orten an der lieben, trauten Sitte festhielten und diese, während ihre Erinnerungen wie in einer Art von Heimweh an dem alten Vaterland haften, gleichsam über die Erde säeten.“ In England, dem stammverwandten Inselreiche, hat der Christbaum schon feste Wurzel geschlagen und ist nicht mehr auszureuten. Langsam, aber sicher streut er von London aus seinen Samen durch das britische Reich, und die Zeit wird kommen, wo sich ein englisches Kind ebenso wenig die Weihnachtsfeier ohne einen Baum denken kann, wie ein deutsches. Mindestens ebenso verbreitet sich dieser über die ganzen Vereinigten Staaten von Nordamerika, wobei die nördlichen Theile mit ihrem starken Kontingent deutscher Einwanderer allerdings in der Kultur des Weihnachtsbaumes weiter fortgeschritten sind als die südlichen. Nicht wenig dazu bei trägt auch der Umstand, daß hier das Nadelholz, vor allem die Tanne, beinahe gänzlich fehlt. „Als ich Weihnachten“, erzählt Gerstäcker, „in Louisiana war, hatten wir große Noth um einen Weihnachtsbaum, denn weder Fichten noch Tannen gab es in der Nachbarschaft, nur einzelne Niefen verstreut; ein Wipfel aus diesen mußte deshalb zu einem Weihnachtsbaum ausgehauen werden. Aber auch Vich fehlten, um ihn zu erleuchten, und ich erinnere mich noch recht gut welche Mühe ich hatte, um sie herzustellen. Es wurden nämlich kurze Schilfröhre, sogenanntes cano, in gleicher Länge geschnitten, dann ein Docht hineingezogen und das Ganze darauf mit dem Wachs wilder Bienen ausgegossen. Allerdings konnte man die Form nicht wieder entfernen, aber das schadete auch weiter nicht, sie war werthlos, und mit einem scharfen Messer gelang es leicht, das Schilf in seinen Streifen von den also geöffnenen Wachslichtern abzuschälen und dies dadurch vollkommen wieder herzustellen. Ebenso fehlte es an einem Ronditor, um den Baum zu fällen. Da hat die Hausfrau selbst dünne Kuchen, diese schnitten wir in alle möglichen Formen und hatten die Bemuthung, an dem heiligen Abend die Kinder den aufgezupften und mit Lichtern bestickten Baum unter lautem Jubel umspringen zu sehen.“ Koch übte er ging es dem berühmten Reisenden aber in Gegenden, wo selbst die Niefen nicht mehr anzutreffen war. In Batavia nahm er einen Lorustamm, aber die Zweige waren störrisch; da fügte man sie mit Bambusstäben, daß sie Lichter trugen und Abends hinein funkelten in eine Landschaft, welcher freilich die Weihnachtsattribute sonst vollkommen fehlten, welche der Deutsche aus seiner Heimath her festgenommen in der Erinnerung bewahrt. Prächtige Weihnachtskerle verlebte Gerstäcker in Mexiko. „Die Hochzeiten daselbst sind unsere Nadelbäume besonders günstig, und sie gedeihen mit außerordentlicher Uppigkeit. Ich habe in meinem Leben keine feineren und regelmäßiger gewachsenen Fichten gesehen, wie gerade in Mexiko, und prachtvoll werden sie auch von den Deutschen aufgezogen. Das kann ihnen nicht von ihrem Reich nehmen, daß statt der Niefen vergoldete Bonanen und Granatapfel daran hängen.“ Auch der Christbaum in Mexiko steht absolut unter dem Einflusse der deutschen Einwohnerschaft. „Man kann sich kaum denken, daß man sich unter den Tropen befindet. Ein Wald von Fichten ragt überall empor, und zahlreiche Buden mit Zuckerwerk und tausend verschiedenen kleinen, oft sehr originellen Spielsachen werden feil geboten.“ Die katholischen Mexiko haben den Christbaum, wie ihn die meistens protestantischen Einwanderer aus Deutschland hergebracht, bereits liebgewonnen, so daß er mit steigenden Fahnen immer weiter seinen Einzug hält in das den Fremden sonst nicht eben gastliche Land. In Lima traf Gerstäcker als einzige Erinnerung an die deutschen Weihnachts Spielwaren aus Nürnberg und Puppen aus Berlin, welche von Indianern und Mulatten feilgeboten wurden. Die traurigsten Weihnachten hat er aber auf einem Walfischfänger der Südpole verlebte. Der einzige Baum, welcher ihn an das traute Fest der Heimath erinnerte, war der Mast, wie er lahl und leer über das unendliche Meer schaute. Der berühmte Reisende hat überall, wo er das Fest hat, darauf gehalten, daß sie der heimathlichen Christfest zu feiern, nicht vergessen möchten. „Aus dem Winter Walde“, so schließt er diese Aufzeichnung ab, „ich mir guten Samen zu Fichten und Tannen den gab er überd, wohin er auf seinen weiten untern über den ganzen Erdball verstreuten, so daß sie sich die Christbäume züchten, um Weihnachtsbaum zu besitzen, auf welchen der Winter zu verleben mag.“

Die Schenkung vor 100 Jahren bei nachauflösenden der Schwarzen Fäden sich in enger Verbindung. Neujahrswünsche und Neujahrsgedichte Maier und Kupferstecher ihr Dingen, von einfachen Blättern oder sonstigen Dar-

stellungen, im Preise von 2 bis 8 Groschen, bis zu wirklichen Kunstwerken auf Seide und Atlas, mit gemalten oder gestickten Blumen. Maier's Buchhandlung empfiehlt Neujahrswünsche in Blumentöpfen wie in einzelnen, nach der Natur gemachten riechenden Blumen und Bouquets, auf „Poupourri-Küßchen“ sauber gemalt, auf seidnen Bändern, in Vertikalblumen, mit Gold in Horn gepreßt, mit Musik für das Klavier u. s. w. Denjenigen Schönen, welche viele solche Zeichen der Verehrung erbielten, empfiehlt der Kaufmann Maier seine Neujahrskarten, auf denen eine allegorische Darstellung des Wechsels der Zeiten ein offenes Feld umrahmte, in welches die Gratulationskarten einzuwickeln waren. Rechts unten fügt der kluge Geschäftsmann hinzu, daß er auch seinen reichen Vorrath von prächtigen Karten, darunter solche mit schönen Versen, für das Einwickeln zur Verfügung stelle. Damit war also denjenigen Damen, die minder opferwillig mit schönen Wünschen bedacht waren, bequemer Gelegenheit geboten, Fehlendes zu ergänzen, ja die bevorzugten Nebenbuhlerinnen mit dem Anschein der besonders kostspieligen Huldigung zu übertrumpfen. Das Schönste in derartigen Aufmerksamkeiten scheint aber doch der Hofmedailleur Loos geboten zu haben, von dem es, der „Voss. Zig.“ zufolge, in einer Ankündigung heißt: „Jedermann zwar sucht durch neu erdachte Arten von Geschenken sich dem Publikum angenehm zu machen, aber nicht allen gelingt es, durch ihre Erfindung so gemeinnützig zu werden, als Herr Loos, der dieses Jahr vorzüglich schöne Schäumünzen für Liebende, Freunde, Jünglinge u. s. w. geprägt hat.“ Diese Schäumünzen nun waren noch Zeichnungen von Weib, einem sehr geschägten Künstler, oder nach Angaben von Klamler, dem „deutschen Horaz“, angefertigt. Die Vorderseite zeigt die entfliehende Zeit, was der Empfänger und Beschauer sich zu überlegen hatte mit: „Die Zeit entfliehet“, worauf die Rückseite den Nachsager bildete mit: „Doch meine Freundschaft nicht“, — „Nie meine Dankbarkeit, — Doch meine Liebe nicht“ u. s. w. Ein besonderer Scherz scheinen noch die Neujahrspfeifen gewesen zu sein, von denen das Dugend fünf Groschen kostete. Dabei ist nicht etwa an Rehröhren wie die heutigen „Rabauflöten“ zu denken, denn diese Pfeifen waren nicht zum Blasen, sondern zum Rauchen, und zugleich mit ihnen wird ein leichter Rollenkonaster empfohlen. Nach dem billigen Preise zu urtheilen, dürften es demalste Thonpfeifen gewesen sein, die beim troden Explosionspunsch ihre Wollen mit denen des feurigen Trankes mischten.

Wie Applaus gemacht wird. Man schreibt der „Voss. Zeitung“: „Ich besuchte gestern Abend mit meinem Bruder die Premiere in einem hiesigen kleineren Theater. Obgleich wir an die Vordringlichkeit der bezahlten wie freiwilligen Klaque einigermassen gewöhnt sind, war uns doch noch nicht bekannt, daß in diesem Musiktempel eine mißbilligende Aeußerung mit sofortiger Entfernung bedroht ist. Als im 1. Akt die würdige Klaque bei einer äußerst schwachen Stelle auf das Stimmwort „Applauspause“ in einen frenetischen Jubel und obligates minutenlanges Klatschen ausbrach, hielten wir es für angebracht, durch mähtiges Wischen unser Mißfallen, weniger über das auf der Bühne, als das im Zuschauerraum Vorkommende zum Ausdruck zu bringen. Sofort fuhr uns, die wir Eupläse inne hatten, eine daneben stehende Person, die nach ihrem Aeußeren zum Hauspersonal gehörte, in barscher Weise an, wir sollten das unterlassen, sonst würde er uns unser Geld zurückgeben. Wir blieben zwar eine entsprechende Antwort nicht schuldig, mußten aber nolens volens, um eine größere Störung zu vermeiden, in der Folgezeit uns darauf beschränken, unsere Meinungsaussäuerungen, soweit sie mit denen der Klaque nicht übereinstimmten, zu unterdrücken; denn der „Jensurbeamte“ bewachte uns, nachdem wir uns als Menschen mit eigener Meinung verständig gemacht hatten, in den folgenden Akten mit wahren Argusaugen. So entfiel dann allerdings nur jubelnder, einstimmiger Beifall.“

Ein interessanter und in Gastwirthskreisen schon jetzt lebhaft besprochene Gerichtsverhandlung wird in nächster Zeit hier stattfinden. Der Chemiker Dr. J. befand sich vor einiger Zeit Abends in einem Restaurant am Bellevue-Platz. Bald nachdem das bestellte Essen aufgetragen war, wurde er von einem großen Hunde arg belästigt und dadurch veranlaßt, sich zu beschweren. Die Folge der sich anschließenden Auseinandersetzung war, daß man Dr. J. aufforderte, das Lokal zu verlassen. Dies geschah und als der Gast den dunklen Ausgang passierte, ward er überfallen, mißhandelt und auf die Straße befördert. Bald nahm er wahr, daß sein Ueberzieher in lange Fegen gerissen oder geschnitten war, daß ihm Uhr und Kette und ein Portemonnaie mit etwa 300 Mark abhanden gekommen waren. Dr. J. begab sich zunächst in das Lokal zurück, woselbst seine Beschwerde bei dem Besitzer desselben und der Vermerk von Zeugen des Vorfalls erfolgte; dann begab sich Dr. J. zu dem in unmittelbarer Nähe befindlichen Polizeibureau, in welchem der Thatbestand festgestellt wurde. Am anderen Tage erhielt Dr. J. Uhr und Kette zurück, aber das Portemonnaie mit seinem Inhalt blieb verschwunden. Die eingereichte Denunziation richtet sich nun gegen den Inhaber des Lokals und Genossen, und die Gerichtsverhandlung wird über die sehr wichtige Frage zu entscheiden haben, inwieweit ein Wirth seine bei ihm verkehrenden Gäste zu schützen hat. Auf den Ausfall ist man in Gastwirthskreisen sehr gespannt, aber auch das große Publikum dürfte die Entscheidung dieser Frage lebhaft interessieren.

Dem Möbelschwindel, der seit Jahr und Tag in Berlin blüht, ist die Kriminalpolizei näher getreten. Auf Grund zahlreicher Anzeigen bei der Staatsanwaltschaft und einer directen Vorstellung des hiesigen Vereins der Berliner Möbelhändler wird jetzt der unlautere Geschäftsbetrieb solcher Händler festgestellt und strafrechtlich verfolgt werden, die durch schwindelhafte Anzeigen das Publikum zu schädigen suchen. Diese tagtäglich wiederholten Inserate erwecken meist den Glauben, daß es sich nicht um ein reguläres Geschäft, sondern um Gelegenheitskäufe von Privatpersonen handelt. Was die Phantasie nur irgend erfinden kann, um Gimpel auf den „Veim“ zu locken, wird von jenen „Machern“ in den Anzeigen geleistet, die täglich mit einer neuen Bugmarke erscheinen. Oft heißt es, „wegen Todesfall“ sei eine ganze Wirthschaft sofort um jeden Preis zu verkaufen, „Händler werden (natürlich!) verdrängt“, — oft ist es eine „Verlegung“ oder gar eine „zurückgegangene Verlobung“, die als Lockmittel Monate lang herhalten muß, und zu dem gleichen Zweck werden auch „Ehescheidungen“ und andere intime Familienangelegenheiten erdichtet. — Viele von diesen Möbelschwindlern haben mehrere Tugende von Verwandten und bezahlten Familien an der Hand, welche die Helfershelfer spielen. Jeder Belästigte erhält seine hohen Prozente, die natürlich aus der Tasche des Käufers gehen. Es ist festgestellt worden, daß bei Annoncen „wegen Todesfalls“ tief schwarz gekleidete Personen die Kaufsucher empfangen und ihnen unter Weinen und Schluchzen ihre Trauer schilderten — alles nur, um ein gutes Geschäft zu machen! Ja sogar besondere „Nachlassverwalter“ werden häufig vorgeschoben, um der unsauberen Sache den Schein des Rechtes zu geben. Gegen einen dieser „Nachlassverwalter“, der jedoch der eigentliche „Macher“ ist, schwebt das Verfahren, nachdem ermittelt worden war, daß er die Reflektanten zur angeleglichen Wohnung des „Verstorbenen“ begleitete oder schickte, wo sie dann von der „weinenden Wittwe“ empfangen und gütlich dupirt werden. Die Zahl der Personen, die durch solche fingirte Todesfälle sich betören lassen und arg geschädigt worden sind, ist unglücklich groß. Die Polizei hat hier in Berlin sogar gewisse Werkstätten ermittelt, wo eigens für solche Ranschverläufe Schundwaare schäufmüßiger Sorte gefertigt wird. Die Geschädigten sind immer unermittelte oder weniger bemittelte Leute, die etwas an Ausgaben erproben wollen und von solchen Schwindlern nun erst recht überwortheilt werden.

Hausfuchung. Am 20. Dezember wurde bei dem Fräulein Amalie Schneider, Oberwasserstr. 12a, eine Hausfuchung abge-

halten. Gefunden wurden 1 Exemplar des „Sozialdemokrat“, 1 Lederbuch, Die Frau, von Debel, 1 Protokoll vom Parteitag zu Et. Gallen, 1 Exemplar „Abt Opfer des Massenbrotts“, verschiedene Hefte von der Volks-Bibliothek und Heinrich Heine's Werke. Beschlagnahmt wurde nichts als das Exemplar des „Sozialdemokrat“. Am 24. Dezember wurde Amalie Sch. und eine Frau Ehrele nach dem Mollenmarkt um 8½ Uhr früh zum Verhör bestellt, um 9½ Uhr wurde der Bräutigam des Fräulein Schneider, der Schuhmacher Karl Bildorn, aus der Fabrik von der Arbeit von einem Kriminalschutzmann abgeholt. Als er nach dem Mollenmarkt kam, wurde er verhört und gleich nach einer halben Stunde entlassen. Als Herr B. nach Hause kam, wurde er sofort aus der Arbeit entlassen. Es wurde ihm gesagt, daß man solche Leute nicht gebrauchen könne; es müsse den Fabrikanten nicht, daß die Polizei ihnen unliebsame Besuche mache.

In der Nähe Dönhoff hat die angeklagte Vernehmung des Droschkenkutschers, der vor einigen Tagen in einem Schanklokale der Heiligengeiststraße anscheinend wichtige Enthüllungen gemacht hatte, am Vormittage des ersten Feiertages stattgefunden. Dieser Droschkenkutscher, ein in der Doppelnerstraße wohnhafter Fuhrherr B., machte auf den vernehmenden Polizeikommissar einen durchaus glaubhaften Eindruck; seine Auslassungen sind aber insofern belanglos, als man zur Zeit der gegen Droschke geführten Untersuchung bereits genau wußte, daß zwei von D. gedungene Mörder, die muthmaßlich Schlächtergesellschaften waren, die That begangen hatten. Die damals nach dieser Richtung hin vorgenommenen eingehenden Recherchen hatten aber ein negatives Resultat, so daß sich, nachdem jetzt Jahre seit den Mordthaten vergangen sind, eine Wiederaufnahme der Untersuchung von vornherein als aussichtslos darstellte. Der Vernehmung des Droschke voll und ganz alles dasjenige, was er der der Kriminalpolizei zugegangenen Anzeige zufolge in jenem Schanklokale gesagt haben sollte; da wir diese Auslassungen bereits mitgetheilt haben, können wir uns darauf beschränken, hinzuzufügen, daß der damals in Rixdorf wohnende Droschkenfuhrherr B. den Kommissar Droschke, welchen er wiederholt von Rixdorf gegen eine geringe Entschädigung mit nach Berlin genommen habe, dem Namen nach gar nicht kannte, ihn aber nach der ihm aus dem Verbrecher-Album vorgelegten Photographie als jenen Fahrgast relognosirte. Im Uebrigen bestätigten die Aussagen B.'s auf, wie es scheint, vollständig zutreffenden Kombinationen, deren sachgemäße Benutzung zur Zeit, als der Droschke'sche Mordprozeß schwebte, wohl noch einiges Belastungsmaterial gegen den Angeklagten zu Tage gefördert hätte; heute aber sind, wie oben schon angedeutet, die Auslassungen B.'s völlig werthlos.

Ueber ein Mordthat, von der die Kunde sich schon am zweiten Weihnachtstage in der Stadt verbreitet hatte, können wir nunmehr folgende authentische Einzelheiten mittheilen: Der Militärinvalide Wilhelm Röse, 53 Jahre alt, unverheiratet, bewohnte auf dem Hofe des Grundstücks Krausnickstr. 5 eine aus Küche, Kammer und Stube bestehende Kellerwohnung. Er lebte sehr zurückgezogen, lachte selbst und ging wenig aus, bekam aber häufig Abends Besuch von jungen Burken, die keinen Vertrauen erweckenden Eindruck machten (und von denen man annahm, daß R. mit ihnen strafbaren Umgang pflegte). Näher befreundet war er nur mit dem Kapellmeister G., mit welchem er zusammen bei den Bietenstufen gesungen hatte und in dessen Kapelle er im Orchester von Zeit zu Zeit mitspielte. G. hatte ihn eingeladen, den heiligen Abend in seiner Familie zu verbringen und ihn schon am Sonntag zu besuchen, um beim Auspflanzen des Christbaums behilflich zu sein. Da Röse aber weder am 23. noch am 24. sich bei G. eingefunden hatte, begab letzterer sich am Nachmittage des ersten Feiertages nach der Krausnickstraße und ging in Begleitung des Hausportiers Madima in die Röse'sche Wohnung, deren sonst stets verriegelt gehaltene Thür halb geöffnet vorgefunden wurde. Die Küche, welche dem Eingang zunächst liegt, sowie die links davon gelegene Wohnstube wurden in peinlichster Ordnung und Sauberkeit vorgefunden. In der an die Küche rechts stoßenden kleinen Kammer lag auf der Erde, den Kopf auf den rechten Ellenbogen gestützt, die angelebete Leiche des Röse. Als das Tuch, mit welchem das Gesicht bedeckt war, entfernt wurde, bemerkten die Eintretenden und die sofort herbeigeeilten Beamten der Revier- und Kriminalpolizei, daß der Schädel durch den Schlag von einem stumpfen Instrument zertrümmert und der Hals mit einem scharfen Instrument durchgeschnitten war. Spuren eines Kampfes waren nicht bemerkbar, und es ist deshalb anzunehmen, daß Röse in der Kammer, wohin er wahrscheinlich Butter und Käse gestellt hat, von einer Person, die sich unbekannt bei ihm aufhielt erschlagen worden ist. Ein Weib und ein Messer, an denen frische Blutspuren bemerkt wurden, lagen unfern der von Rörden umstellten Leiche, aus deren Beschaffenheit übrigens zu entnehmen war, daß der Mord schon vor mehreren Stunden verübt sein mußte. Wie die Nachforschungen ergeben haben, ist Röse am Abende des 24. Dezember zuletzt gesehen worden, und zwar hat ein in dem Hause wohnendes Dienstmädchen vom Hofe aus zwischen 6½ und 7 Uhr in der erleuchteten Wohnstube des R. diesen in heiterer Unterhaltung mit einem etwa 80 Jahre alten, anständig gekleideten Manne, der schwarzes Kopfhaar und einen dunklen Schnurbart hatte und den Scheitel in der Mitte trug, gesehen, will auch bemerkt haben, daß beide offen. Als das Mädchen etwa eine Stunde später den Hof wieder betrat, war die Röse'sche Wohnung finster. Am folgenden Morgen hat R. nicht mehr wie gewöhnlich Frühstück beim Väter geholt. Es ist hiernach anzunehmen, daß der Mord am 24. Dezember Abends zwischen 6½ und 8 Uhr verübt worden ist. Nach dem Ergebniß der ersten Nachforschungen schien es, daß eine Verabredung nicht stattgefunden habe, denn die Behältnisse waren nicht durchwühlt, und an verschiedenen Stellen der Wohnung wurden erst 40 und dann noch 80 Mark in Gold vorgefunden. Es fehlt aber eine starke silberne Uhr mit Goldrand, arabischen Ziffern und breiten Biegern, welche Röse als „Jäger-Uhr“ zu bezeichnen pflegte, und die er am 22. Dezember an einer Gummischnur getragen haben soll. Früher ist auch bemerkt worden, daß Röse, wenn er sich gut anzog, die Uhr an einer langen, anscheinend goldenen Kette trug. Diese Kette hat sich gleichfalls vorgefunden, so daß angenommen werden muß, daß sie ebenfalls geraubt worden ist, sofern R. sie nicht etwa verlegt oder verborgt hat. Die Frau des Portiers will übrigens auch eine Schloßnadel und einen Ring mit einem Brillanten oder Smaragden an dem Emordeten früher bemerkt haben, welche Gegenstände ebenfalls nicht aufgefunden werden konnten. Für den Fortgang der Recherchen ist es von großer Wichtigkeit, festzustellen, in wessen Begleitung R. am 23. und 24. Dezember gesehen worden ist. Der Umstand, daß er am Morgen des 23. Dezember einen jungen, barthaarigen Menschen mit vollem Gesicht aus seiner Wohnung herausgelassen und am Morgen des 24. Dezember für zwei Personen Frühstück geholt hat, deutet darauf hin, daß er eine Person mehrere Tage beherbergt hat. Ein Kaufmann G., der R. angeblich seit mehreren Jahren kennt, will denselben am 24. Dezember um 8½ Uhr auf dem Hausvoigtei-Platz Arm in Arm mit einem etwa 19 Jahre alten Menschen, der einen geldbraunen Ueberzieher mit Diagonalstreifen trug und ein oocales, bleiches Gesicht hatte, gesehen, auch bemerkt haben, daß R. ein zusammengeschlagenes weißes Tuch trug.

Folgende Mittheilungen, die sich zu einem Theile mit den obigen amtlichen Angaben decken, gehen uns von einem Berichtserstatter zu: Röse ernährte sich in letzter Zeit auch durch Stellenvermittlung. An dem Tage des Weihnachts-Heiligen Abends mußte R. wohl Besuch erwartet haben, denn ganz gegen seine Gewohnheit hatte er sich am Nachmittage bei dem gegenüber wohnenden Bäcker, statt wie gewöhnlich zwei, vier Schrippen geholt. Thatsächlich hat auch das Dienstmädchen Anna Dobrecht, welche gegen 47 Uhr den Hof passirte, einen Herrn in der Küche des R. mit demselben sitzen sehen. R. hatte ihr das

Gesicht zugekehrt, während der Fremde ihr den Rücken zuwandte, nur soviel vermochte sie zu erkennen, daß dieser schwarzes, in der Mitte gefächertes Haar trug. Die Unterhaltung zwischen M. und seinem Gaste war eine lebhaft und recht anmüthig, denn wiederholt lachten beide laut. Es fehlte eine goldene Schiebelleiste, sowie ein Diamantstein, welche beiden Gegenstände M. nur bei besonderen Gelegenheiten anlegte und an jenem Nordabend nicht getragen hat. — Wie uns ferner mitgetheilt wird, soll die Uhr — silberne Zylinder — in einer Pfandleihe ausverkauft worden sein; dieselbe befindet sich jetzt auf dem Markte. Verhaftet wurde gestern Nachmittag in der Sophienstraße ein junger Mann, Alfred W., der mit M. verkehrt haben soll; da W. jedoch sein Alibi nachweisen konnte, wurde er wieder freigelassen; ferner wurde verhaftet ein Buchhalter eines Geschäftes der Königsstraße; auch dieser bleibt zu M. zu kennen, ihn auch einige Male besucht zu haben, bestreitet jedoch, ihn gerade an jenem Abend gesehen zu haben. Derselbe wurde am gestrigen Vormittag auf dem Markte mit mehreren im Hause wohnenden Leuten konfrontirt; die Polizei glaubt auch nicht, daß dies der Thäter ist, dagegen wird noch nach einer Person geforscht, welche bereits im Frühjahr bei M. eine Nacht logirt hat; dieser Fremde behauptete damals, bei den Mathenowen Hufaren zu dienen, war aber in Hosi. Die Beschreibung dieses Mannes paßt zu der Angabe des Dienstmädchens Hödrecht bezüglich jenes Mannes am Weihnachtsheiligsabend in Bezug auf die Farbe und Tracht des Haars.

Gefundene Geldrolle. Herr Eberl, Bonaparte, der Inhaber der Dampf-Licht-Anstalt und Fabrik für Papierausstattung, Alexandrinenstraße 97, theilt dem „V. L.“ mit, daß er am ersten Weihnachtstage, Mittags gegen 12 Uhr, Zeuge gewesen sei, wie eine Dame in der Leipzigerstraße eine auf dem Trottoir liegende Geldrolle bemerkt habe. Herr Bonaparte war der betreffenden Dame behilflich, die Rolle aufzuheben, und konstatiert lobend, daß dieselbe 330 Mark in Gold enthält. Der Fund wurde von der Dame im Beisein des Herrn Bonaparte auf dem Polizeibureau am Spittelmarkt gemeldet, woselbst auch die Adresse der Finderin notirt wurde. Wir theilen diesen Vorgang als Wink für den Verlierer mit.

Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes sind in der Zeit vom 9. Dezember bis 15. Dezember et. von je 1000 Bewohnern, auf den Jahresdurchschnitt berechnet, als gestorben gemeldet: in Berlin 17,8, in Breslau 26,7, in Königsberg 26,3, in Köln 20,2, in Frankfurt a. M. 18,1, in Wiesbaden 16,1, in Hannover 20,7, in Kassel 12,4, in Magdeburg 22,2, in Stettin 24,8, in Altona 13,5, in Stralsund 22,4, in Metz —, in München 30,6, in Nürnberg 25,4, in Augsburg 27,4, in Dresden 17,5, in Leipzig 14,9, in Stuttgart 17,6, in Karlsruhe 22,4, in Braunschweig 22,4, in Hamburg 25,1, in Wien 24,3, in Pest 28,1, in Prag 32,0, in Teplitz 21,0, in Krakau 26,0, in Amsterdam 21,2, in Brüssel 23,5, in Paris 22,6, in Basel —, in London 17,7, in Glasgow 20,9, in Liverpool 24,0, in Dublin 26,8, in Edinburgh 14,1, in Kopenhagen 19,6, in Stockholm 20,6, in Christiania 17,5, in St. Petersburg 23,9, in Warschau 26,0, in Odessa 23,5, in Rom —, in Turin 21,1, in Venedig 15,6, in Alexandria 42,4. Ferner in der Zeit vom 18. bis 24. November et. in New-York 21,7, in Philadelphia 17,7, in Baltimore 15,8, in Kalkutta 30,8, in Bombay 22,1, in Madras 36,5.

Auch in dieser Berichtswochen waren die Sterblichkeitsverhältnisse in den meisten Großstädten Europas sehr günstige, wenn auch aus einem größeren Theil derselben ein wenig höhere Sterblichkeitsziffern als in der Vorwoche gemeldet wurden. Einer sehr günstigen Sterblichkeit (bis 15,0 pro Tausend und Jahr) erfreuten sich Kassel, Altona, Leipzig, Offen, Potsdam und Edinburgh. Recht günstig (bis 20,0 pro Tausend) war die Sterblichkeit auch in Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Bremen, Stuttgart, Barmen, Aachen, Düsseldorf, Mannheim, Darmstadt, Kopenhagen, London, Christiania, Venedig u. a. Wässa hoch (etwas über 20,0 pro Tausend) in Köln, Hannover, Magdeburg, Chemnitz, Teplitz, Amsterdam, Stockholm, Turin u. a. D. Sehr hohe Sterblichkeitsziffern (über 35,0 pro Tausend) wurden aus deutschen Städten nicht gemeldet. — Unter den Todesursachen kamen Darmkatarrhe und Brechdurchfälle im allgemeinen seltener als in der Vorwoche zum Vorschein, nur in Berlin, Hamburg, München, Königsberg, Wien, Pest, Paris, St. Petersburg war die Zahl der durch sie bedingten Sterbefälle noch eine nennenswerthe. Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Sterblichkeit war im allgemeinen eine verminderte, in München eine größere. Von je 10 000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin 54, in München 133 Säuglinge. — Unter den Infektionskrankheiten haben Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten und Pocken etwas mehr, typhöse Fieber etwas weniger Sterbefälle hervorgerufen als in der Vorwoche. So waren Todesfälle an Masern in Berlin, Köln, Magdeburg, Düsseldorf, Bielefeld, Liverpool vermindert oder nicht vermeldet, während sie in München, Bremen, Karlsruhe, Prag, Paris, London, Amsterdam zahlreicher vorliefen. Erkrankungen wurden jedoch in den meisten Orten, aus denen Berichte vorliegen, zugenommen, nur in Berlin, Wien und in dem Regierungsbezirk Schleswig war eine Abnahme derselben ersichtlich. — Scharlach hat in Berlin, Breslau, München, Wien, Prag, Kopenhagen etwas mehr, dagegen in Danzig, London, Liverpool, Warschau, St. Petersburg weniger Opfer gefordert. Erkrankungen wurden jedoch aus fast allen Orten, aus denen Berichte eingingen, in größerer Zahl gemeldet. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Krupp war in Berlin, Breslau, Altona, Dresden, Halle, Magdeburg, Nürnberg, Pest, Prag, Warschau, St. Petersburg, Christiania eine geringere, dagegen in München, Leipzig, Königsberg, Frankfurt a. M., Hannover, Danzig, Stuttgart, Stettin, Braunschweig, Wien, London, Kopenhagen eine größere als in der vorangehenden Woche. Auch Erkrankungen wurden meist in größerer, nur aus Kopenhagen, Stockholm, Christiania und St. Petersburg in vermindelter Zahl mitgetheilt. — Typhöse Fieber führten in Hamburg, Königsberg, London etwas mehr, in Pest, Paris, St. Petersburg etwas seltener zum Tode. — Erkrankungen kamen in Berlin und St. Petersburg seltener, in Hamburg und Pest zahlreicher zur Berichterstattung. — An Flecktyphus waren aus Krakau 1 Todesfall, aus dem Regierungsbezirk Hannover und aus St. Petersburg je 1 Erkrankung, aus Kopenhagen auch 1 Todesfall an epidemischer Genickstarre zur Anzeige gebracht. — Der Keuchhusten hat in London, Liverpool und Kopenhagen ein wenig mehr, in Paris etwas weniger Todesfälle veranlaßt. Gemacht, in Wien etwas weniger Erkrankungen an Keuchhusten waren aber in Hamburg, Nürnberg und Kopenhagen vermindert, in Wien vermehrt. Erkrankungen an rosenartigen Entzündungen des Zellgewebes der Haut zeigten sich in Wien etwas seltener. — Vereinzelt Todesfälle an Pocken wurden aus Wien, Pest, St. Petersburg und Odessa gemeldet, mehrere Erkrankungen kamen aus dem Regierungsbezirk Schleswig und aus Wien und Christiania je 1, aus Pest und St. Petersburg je 7 zur Kenntlich.

Der Gesundheitszustand in Berlin war auch in dieser Woche ein günstiger und die Sterblichkeit eine geringe. Etwas häufiger als in der Vorwoche führten Darmkatarrhe und Brechdurchfälle zum Tode. Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Sterblichkeit blieb aber eine sehr mäßige. Auch acute Entzündungen der Nierenorgane waren zahlreich und endeten in vielen Fällen tödtlich, doch war im Vergleich zur Vorwoche eine erhebliche Abnahme der Erkrankungen ersichtlich. — Von den Infektionskrankheiten kamen Erkrankungen an Masern erheblich seltener zur Meldung als in der Vorwoche, sie waren besonders in der Stralauer Viertel, in der Oranienburger Vorstadt und auf dem Wedding noch immer häufig. Erkrankungen an Scharlach und an Diphtherie zeigten gegen die Vorwoche keine wesentliche Veränderung, erstere waren im Stralauer Viertel und auf dem Wedding, letztere auch in den westlichen und südwestlichen

Stadttheilen nicht selten. Typhöse Fieber und rosenartige Entzündungen des Zellgewebes der Haut blieben selten; Erkrankungen an Keuchhusten waren wohl zahlreich, nahmen jedoch meist einen gutartigen Verlauf. Rheumatische Beschwerden der Muskeln sowohl, wie acute Gelenk-rheumatismen gelangten in erheblicher gegen die Vorwoche verminderter Zahl zur ärztlichen Behandlung.

Polizeibericht. Am 24. d. M. früh wurde ein Stallknecht während des Dienstes auf dem Güterbahnhof der Silesischen Eisenbahn beim Passiren der Geleise von einer Rangirmaschine erfasst und überfahren. Er erlitt eine schwere Verletzung am Kopfe und einen Bruch beider Oberschenkel, so daß er mittelst Tragbrettes nach dem Krankenbause Bethanien gebracht werden mußte. — Am demselben Tage Mittags wurde an der Ecke der Kaiser-Wilhelm- und Rosenstraße eine etwa 60 Jahre alte undankbare Frau, als sie den Fahrstrom überfahren wollte, von einem Omnibus der Neuen Berliner Omnibus-Aktien-Gesellschaft überfahren und innerlich so schwer verletzt, daß sie mittelst Droschke nach der Charitée gebracht werden mußte. — Am Nachmittag fiel ein Arbeiter, als er an der Ecke der Scharnberger- und Lindenwälderstraße unbefugterweise einen in der Fahrt befindlichen Kohlenwagen bestiegen wollte, wieder herab und wurde über beide Unterschenkel gefahren. Er mußte mittelst Droschke nach der Charitée gebracht werden. — In derselben Zeit erhängte sich ein Zimmermann in seiner Wohnung in der Forsterstraße und vergiftete sich eine Frau in der Aderstraße nach vorangegangenen Streit mit ihrem Ehemann mittelst Radolfäure. Beide Leichen wurden nach dem Leichenschauhause geschafft. — Abends wurde ein Arbeiter vor dem Hause Brunnenstraße 30 anscheinend innerlich schwer krank auf der Erde liegend vorgefunden und nach der Charitée gebracht. — Am 24. d. M. fanden Stromstraße 27 und Schleiermacherstraße 6 unbedeutende Feuerstrafe, welche von der Feuerwehrlin in kurzer Zeit gelöscht wurden. — Am 24. d. M. Abends fiel der Arbeiter Voigt in der Schaefferstraße, nahe der Refelstraße, von dem Hinterparton eines Nachtwagens der Pferdeisenbahn, schlug mit dem Kopfe auf das Trottoir und erlitt einen Schädelbruch. — In der Nacht vom 25. d. M. wurde ein Bergarbeiter auf dem Eisenbahndamm westlich der Refelstraße von einem Eisenbahnzuge überfahren und auf der Stelle getödtet. Wahrscheinlich liegt Selbstmord vor. — Um dieselbe Zeit gab ein in der Vintenstraße Nr. 221 wohnhafter, hier studirender Amerikaner (Keger) auf den in demselben Hause wohnenden Kaufmann Leveten und dessen Ehefrau, welche auf dem Treppenturm mit dem Wirth des Amerikaners in eine Prügelei gerathen waren, zwei Schüsse aus einem Revolver ab, welche den 10. Leveten und dessen Frau trafen, jedoch nur leicht verletzten. — Am Nachmittag desselben Tages wurde der Militär-Invalide Rose in seiner Wohnung, Krausnickstraße 5, tödtlich aufgefunden. Der Hals der Leiche war durchschnitten und am Kopfe befanden sich drei anscheinend mittelst eines Beils zugefügte Verletzungen vor. Es liegt augenscheinlich ein Mord vor, der vermutlich am 24. d. M. Nachmittags schon verübt worden ist. — Am 26. d. M. früh durchschmitt ein in der Hollmannstraße wohnhafter Rechtskandidat sich mittelst eines Rasirmessers den Hals und die Pulsadern beider Arme, so daß er alsbald an Verblutung verstarb. — Am 26. d. M. Morgens entstand in dem Stallgebäude auf dem Grundstück Greifswalderstr. 71/72 Feuer, wodurch die in dem Gebäude aufgestaute Foutage vernichtet und der Dachstuhl zerstört wurde. Das Feuer wurde von der Feuerwehrlin nach Mündiger Thätigkeit gelöscht. — In der Nacht vom 27. d. M. wurde ein obdachloser Tischler vor dem Hause Mittelstraße 35 auf dem Bürgersteig liegend aufgefunden und nach der Charitée gebracht. Seiner Angabe nach ist er in der in demselben Hause befindlichen Schankwirtschaft derartig geselagen worden, daß er sich nicht fortbewegen konnte.

Gerichts-Zeitung.

Die vor einiger Zeit durch die Presse gegangenen Mittheilungen über Verleumdungen unter den Arbeitern der Reichsdruckerei fanden ihre Ergänzung resp. Nichtigstellung durch eine in der letzten Sitzung des 9. Präsidiums des Kammergerichts stattgehabte Verhandlung, deren Ergebnis auch für das Druckerergewerbe von grundsätzlicher Bedeutung ist. Der Thatbestand ist in Kürze folgender. Der Kupferdrucker J. war, nachdem er 15 Jahre vorher in Weidau-Druckerei beschäftigt gewesen, im Jahre 1878 bei der Reichsdruckerei in Arbeit getreten, aus der er nach oft sich wiederholenden Erkrankungen im Jahre 1884 entlassen wurde. Er klagte hierauf aus dem Haftpflichtgesetz gegen den Reichsdruckerei unter der Behauptung auf lebenslängliche Verurteilung, daß er infolge von Bleivergiftung, die er sich namentlich beim Verreiben von Chromgelb — dasselbe wird bei der Herstellung der Zyanogenanilinder verwendet — in der Reichsdruckerei zugezogen habe, sich und arbeitsunfähig gemordet sei. Nach seinem 1885 erfolgten Tode, der nach dem Gutachten des ihn behandelnden Arztes Dr. P. allerdings auf Bleivergiftung zurückzuführen war, legten seine Wittve und Kinder den Prozeß unter Beanspruchung einer Entschädigung vor dem zweiten Senat des Reichsgerichts des Geh. Medizinalraths Dr. Wolf, daß bei der erwähnten Arbeit eine Vergiftung eintreten könne, erachtete das Landgericht I den Kausalzusammenhang zwischen der Beschäftigung des J. in der Reichsdruckerei und seinem Reichthum und Tod für dargezogen und den Fiskus zur Zahlung einer in ihrer Höhe noch zu ermittelnden Entschädigung für verpflichtet. Hiergegen legte der Fiskus Berufung bei dem Kammergericht ein, wo sein Mandatar, Justizrath Wille unter Hinweis auf das Ergebnis der erweiterten Beweisaufnahme Zurückweisung der Klage beantragte. Der Chemiker, Dr. Bischof, habe nämlich behauptet, daß Chromgelb nur bei trockener Verarbeitung schädlich wirken könne, nicht aber dann, wenn es in der von der Reichsdruckerei eingeführten Betriebsweise mit Firnis vermischt den Arbeitern zur Verreibung übergeben werde. Ferner habe der herangezogene gerichtliche Sachverständige, Druckermeister Wöber, sich auf Grund eingehender Beschäftigung und Prüfung dahin ausgesprochen, daß die zum Schutze der Arbeiter in der Reichsdruckerei getroffenen Einrichtungen ganz vorzügliche und von einer Doppelart seien, wie sie sich eine Privatanstalt gar nicht erlauben könne. Sodann habe aber auch J. die Vorschriften der Verwaltung, welche den Arbeitern die größte Reinlichkeit zur Pflicht gemacht und besondere Waschräume, in denen auch Handtücher verabreicht wurden, einrichtet hatte, nicht befolgt, sein Arbeitszeug nicht reinigend lassen, beim Tabakschnupfen stets die Nase am Aermel abgewischt und andere nachtheilige Gewohnheiten gehabt. Auch sei in Rücksicht auf seine wiederholten, bald nach dem Eintritt sich einstellenden Erkrankungen anzunehmen, daß die Bleivergiftung schon aus seiner Arbeitszeit in einer Privatanstalt datire. Geh. Med.-Rath Dr. Wolf erachtete das oben erwähnte Verhalten des J. als eine wesentliche Ursache der Vergiftung; daß gerade bei dieser Arbeit die Reinlichkeit das beste Vorbeugungsmittel und Heilmittel sei, beweisen drei andere in der Reichsdruckerei vorgekommene leichte Vergiftungsfälle, welche sehr bald lediglich dadurch beseitigt wurden, daß die Betroffenen fortan ihren Körper oft wuschen. Der Mandatar der klagenden Partei, Justizrath Sander, rügte dem gegenüber, daß die Verwaltung nicht schon damals, wie es jetzt geschieht, den Arbeitern auch Seite zu den Körperwaschungen geliefert habe, und suchte darin ein schuldbares Versehen der Verwaltung zu begründen. Das Kammergericht aber erkannte in Rücksicht auf das Ergebnis der Beweisaufnahme unter Abänderung der Vorentscheidung dahin, daß der Verwaltung der Reichsdruckerei in Bezug auf den vorliegenden Fall kein schuldbares Versehen nachgewiesen oder ein Vorwurf zu machen sei, und erkannte deshalb auf Abweisung der Klage.

Das Weihnachtsfest steht vor der Thür und da müssen sich die Säuglinge ja die Gratifikationen verdienen.

Daß diese Aeußerung, einem Schutzmänn gegenüber ausgesprochen, nicht zu den harmlosen gehört, das hat der Handelsmann Wilhelm Kohl erfahren müssen, denn er trug ihm eine Anklage wegen Beamtendebildung ein, die gestern von der 90. Abtheilung des Schöffengerichts wider ihn verhandelt wurde. Kohl hatte sich zu obiger Weihnachtsbetrachtung verhalten, als ein Schutzmänn ihn wegen einer begangenen Uebertretung aufschrieb. Der Staatsanwalt beantragte dafür eine Geldstrafe von zwanzig Mark. Der Gerichtshof hielt aber mit Rücksicht auf die bisherige Unbedenklichkeit des Angeklagten eine Geldstrafe von sechs Mark für eine ausreichende Sühne.

Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß der untersuchende Thierarzt auf dem städtischen Viehhofe im Drange der Geschäfte es verabsäumt, eines der von ihm untersuchten und für gut befundenen Stücke Fleisch mit dem vorchriftsmäßigen Stempel zu versehen. Wird ein solches Stück Fleisch dann in dem Laden des betreffenden Verkäufers gefunden, so wird es beschlagnahmt und der Verkäufer in Strafe genommen, eine Maßregel, welche bisher stets von den Gerichten bestätigt wurde, da diese von dem Grundsatz ausgehen, daß es eine Fahrlässigkeit des Schlächters ist, wenn er die Nichtstempelung nicht bemerkt. Ein Ausnahmefall lag gestern der 94. Abtheilung des Schöffengerichts zur Prüfung vor. Ein hiesiger Schlächtermeister hatte bei einem Engros-Schlächter einen Hammel bestellt, den dieser ihm brachte, während der Laden des Bestellers voller Leute stand, so daß der letztere nicht Zeit hatte, die Waare zu beschauen oder abzunehmen. Der Lieferant hing den Hammel deshalb einzuwickeln an einen Balken an der Thür und erklärte, später wiederkommen zu wollen. Gleich darauf kam Revision, der Hammel war nicht gestempelt, wurde beschlagnahmt und der Schlächter in Strafe genommen. Dieser legte vor Gericht den Sachverhalt klar. Der Lieferant stellte unter Beweis, daß der betr. Hammel wohl untersucht, aber von dem Thierarzte versehenlich nicht gestempelt worden war, hierfür sei er, der Lieferant, schon in eine Geldstrafe genommen worden. Der Gerichtshof konnte sich im vorliegenden Falle nicht dafür entscheiden, daß dem Schlächter irgend eine Fahrlässigkeit zur Last falle, sondern hob das Strafmandat auf.

Seine Anklage wegen Verleumdung wurde am Sonnabend vor der 4. Strafkammer des Landgerichts I gegen den Schlächtermeister Gustav Wegel verhandelt. Im August d. J. ging in Wangelfstraße das Gericht von Mund zu Mund: der Schutzmänn Lehmann habe dem Angeklagten aus dessen Laden ein Stück Fleisch gestohlen. Das Gericht kam auch zu Ohren der Vorgesetzten des Lehmann und es wurden Ermittlungen über die Wahrheit oder Unwahrheit desselben angestellt. Zwei Frauen erklärten auf dem Polizeibureau, daß Wegel selbst ihnen aus freien Stücken den Schutzmänn Lehmann als Dieb bezeichnet, und nun ließ man Wegel nach dem Bureau kommen. Dieser erklärte, daß an der Sache kein wahres Wort sei, und wurde er mit dem Vermeiden entlassen, daß er eine Anklage wegen Verleumdung zu gewärtigen habe. Nach einigen Tagen lief bei dem Polizeibureau eine Anzeige von Wegel ein, in welcher er wieder den Schutzmänn Lehmann des Diebstahls beschuldigte und dessen Bestrafung beantragte. Jetzt wurde obige doppelte Anklage wider ihn erhoben. Im Termin behauptete Wegel, daß seine Beschuldigung thatsächlich auf Wahrheit beruhe. Einem Korrespondenten habe der Schutzmänn ihn in seinem Laden besucht. Er habe denselben gebeten, für wenige Augenblicke im Geschäft zu bleiben, da er nur schnell seinen Durst in einer benachbarten Restauration löschen wolle, und der Schutzmänn habe sich bereit erklärt. Nach seiner Rückkunft habe er bemerkt, daß ein ansehnliches Stück Rindfleisch verschwunden war und daß der Rindfleisch des Schutzmänn eine große Aufbausung zeigte, die er vorder nicht gehabt. Er habe sich nicht getraut, etwas zu sagen, aber seine Wahrnehmung verschiedenen anderen Leuten mitgetheilt. Als er auf dem Polizeibureau vernommen wurde, habe er die Sache in Abrede gestellt, weil er den Beamten nicht unglücklich machen wollte; da der Spieß dann aber gegen ihn gekehrt werden sollte, habe er sich bei einem Winkelkonsulenten Rath geholt und dieser ihm anempfohlen, nunmehr rückwärts gegen den Schutzmänn vorzugehen. Der Schutzmänn Lehmann, ein laum angestellter, unehrenhafter Beamter, beschwor, daß an der ganzen Erzählung kein wahres Wort sei, wenn er auch keinen Beweggrund angeben könne, weshalb der Angeklagte sich die Geschichte aus den Fingern gefogon, denn er sei niemals, weder dienstlich noch außerdienstlich, mit ihm in Verührung gekommen. Der Gerichtshof glaubte dem Zeugen und nur aus dem Umstande, weil der Angeklagte sich bei Erstattung der wissenschaftlichen Anzeige in einer Art Zwangslage befand, hatte derselbe es zu danken, daß er mit einer Gefängnißstrafe von drei Monaten davonkam.

Der Aufruhrprozeß gegen Frische und Genossen, in welchem, wie seiner Zeit berichtet worden ist, die Angeklagten Frische und Schindler wegen Aufruhrs zu sieben resp. sechs Monaten Gefängniß; die übrigen Angeklagten theils freigesprochen, theils wegen Aufstaus zu niedrigen Gefängnißstrafen verurtheilt worden sind, gelangte dieser Tage vor dem zweiten Senat des Reichsgerichts in der Revisioninstanz zur Verhandlung. Nur die beiden erstgenannten Angeklagten hatten sich bei dem erangenen Urtheil nicht bezeugt und durch ihre Vertretung Rechtsanwälte Reichelsohn und Dr. Flatau Revision einlegen lassen. Die zweite Strafkammer Berliner Landgerichts I, vor welcher dieser Prozeß in erster Instanz verhandelt worden war, hat folgenden Thatbestand festgestellt: Wegen Mittag des 18. März d. J. kam die Landsbergerstraße entlang ein Trupp Menschen, an dessen Spitze zwei Personen mit rother Berzierung verschiedene Kränze trugen. Als der auf dem Landsberger Platz postirte Schutzmänn Kontor auf die Kranzträger zutrat, um das Demonstrative zu besitzigen, wurde er von der Menge umringt und durch Schöße und Drohungen verhindert, seine Absicht zur Ausführung zu bringen. Unter diesen Personen befanden sich die beiden Angeklagten, von denen Schindler den einen zur Erde geworfenen Kranz aufgenommen hatte. Der Gerichtshof erachtete den Trupp Menschen als eine zusammengeworfene Menschenmenge, welche von dem Willen befehle war, nöthigenfalls den entgegengetretenen Beamten mit vereinten Kräften Widerstand zu leisten. In der Revisioninstanz war insonderheit die Rechtmäßigkeit der Amtsausübung des Schutzmänn Kontor bestritten, da die Kranzträger auf seine Aufforderung die rothen Abzeichen an den Kränzen besitzigen hatten; der höchste Gerichtshof verwarf aber die Revision als unbeanstandet.

Der bekannte „Christlicher“ und Verleger von Zeitungs-Korrespondenzen, illustrierten Sonntagsbeilagen u. Richard v. Schlieben war in Gemeinschaft mit dem Buchhändler Weinberg, mit welchem er sich zu der Firma „Zul. Weinberg's Verlag“ verbunden hatte, wegen Verbreitung von unzüchtigen Schriften zu 10 Tagen Gefängniß verurtheilt worden. Es handelte sich um schlüpfrige Hinterthüren-Weste gewöhnlichsten Kalibers. Beide Angeklagte hatten die Verurteilung eingelegt und Herr von Schlieben behauptete wiederum, daß die Verbreitung jener anstößigen Schriften ein Spezialunternehmen des Herrn Weinberg gewesen sei, von welchem er keine Kenntlich gehabt habe. Aber auch das Verurtheilungsgericht nahm es nach wiederholter Beweisaufnahme als zweifellos an, daß v. Sch. an der Verbreitung der Schriften, unter vollkommener Kenntlich des unzüchtigen Inhalts derselben, Theil genommen habe. Der Gerichtshof legte jedoch die Strafe auf 100 M. Geldbuße eocent. 10 Tage Gefängniß herab.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Für Beachtung! Der statistisch ermittelte Antheil der hochgelegenen Berliner Wohnungen an Todgeburten ist darauf zu beziehen, daß das Proletariat (die Bevölkerungsklasse,

welche dazu von jeder den größten Beitrag geliefert hat) jetzt vorzugsweise vier Treppe und höher hinaufgedrängt worden ist." So zu lesen in einer Arbeit von Brodri's in der "D. B. S. f. öffentl. Gesundheitspflege". — Als permanente Schädlichkeiten des großstädtischen Gedrängens, die zur Erzeugung einer gesteigerten Sterblichkeit beitragen, dürften am allgemeinsten noch anerkannt sein: die Unräumlichkeit in Gestalt der wirthlichen Wohnungsnoth, daß ganze Familien selbst beim Ausbruch ansteckender Krankheiten auf einen einzigen Raum zusammengedrängt sind und bleiben. — Das Gend und das Schlafstellen- und Schlafbüchsenwesen; — Vernachlässigung der hygienischen Schutzregeln in Fabrikräumen und Industrieerbstätten — die Ueberfüllung in Krankenhäusern, Asylen, Gefängnissen, Schulräumen. — So äußert sich Dr. Bernich im "Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege", herausgegeben von Bonner Universitätsprofessor Dr. Finkelnburg. Herr Bernich ist Regierungs- und Medizinalrath in Köslin. Es wäre dem Minister für Sozialpolitik, Herrn von Bötticher, sehr zu empfehlen, sich diese Bernich'sche Auffassung zu eigen zu machen und für Arbeiterschutz im Sinne der Wissenschaft und der mit ihr verbundenen Arbeiterbewegung einzutreten.

Das Gend in den Moordistrikten. Der hannoversche Provinzialrath bewilligte der Gemeinde Moorburg, Kreis Aurich, zur Tragung ihrer Armenlast eine Beihilfe aus Landarmenmitteln von 1800 M. pro Jahr. In der Gemeinde sind nur sechs Steuerpflichtige mit ganz geringer Steuerkraft vorhanden. Die Armuth und Gend, Pockenpest und Verbrechen steht hand in hand, so auch hier in den Moordistrikten. Die Unsicherheit und die Neigung zum Verbrechen ist auf dem sogenannten "Schwarzen Wege" eine bedenkliche. Der Schnapsgenuss, an den die Kinder von Jugend auf gewöhnt werden, ruiniert eine große Anzahl der Bewohner. Statt hier besitzend einzugreifen, werden Millionen für fremdländische Kolonisation zum Fenster hinausgeworfen.

Dresden. Ueber die Lage der Kellner des hiesigen "Residenz-Cafés" brachten die "Dresdener Nachrichten" kürzlich eine Notiz, welche ein grelles Licht auf die Praxis gewisser Wirthe wirft. Die guten "Nachrichten" möchten erwarten haben, daß die Sache sich nicht bestätigen werde. In dem gedachten Café müssen die Kellner beim Antritt nachweisen, daß sie einen neuen Geschäftszug besitzen, und haben gleichzeitig eine Kaution von 5 Mark zu leisten, welche beim geringsten Versehen verfällt. Sie können sofort entlassen werden, während sie ihrerseits an eine dreitägige Kündigungsfrist gebunden sind. Für eine dreiwöchentliche Arbeitszeit erhalten sie glänzende Gratifikationen: zwei Tassen Kaffee und nichts weiter! Die Kellner sind also lediglich auf die Trinkgelder angewiesen; sind die letzteren spärlich, so kann der Kellner buchstäblich bei voller Arbeit verhungern! Auf solche Weise wird das Trinkgelderwesen von den Wirthen zur Nothwendigkeit gemacht. In der That lassen sich für den Caféinhaber keine bequemeren, keine gewinnbringenderen Arbeitsbedingungen denken! Wer sich für zwei Tassen Kaffee täglich die Arbeitskraft eines Menschen voll und ganz dienstbar zu machen vermag, der steht entschieden auf der Höhe unseres kapitalistischen Zeitalters. Indem er das Personal auf die Trinkgelder anweist, sagt er mit anderen Worten: Das Publikum mag meine Güte bezahlen! Sehr modern und sehr lustig — für die Gäste sowohl, als für die Kellner! — Vielleicht bringt es der betreffende Herr noch so weit, daß er von seinen Kellnern einen Theil der Trinkgelder beansprucht, wie dies in Paris vor der letzten allgemeinen Streikbewegung der Fall war. — Natürlich antwortete der Wirthe auf die Notiz — zur großen Freude der "Dresdener Nachrichten". Er wälzt alle Schuld von sich ab. In allen Wiener Cafés soll es so sein wie bei ihm und das Personal soll "enormen Verdienst" haben, "den sich selbst der gebildete Mensch nicht so leicht verschaffen kann." Ordentliches Personal sei gegen festen Lohn gar nicht zu bekommen (?). Die Kellner seien bezüglich des Verdienstes die unglücklichsten Leute. Zum Schluss versichert der Cafetier noch, daß es nicht in seiner Absicht liege, das Personal zu drücken! (???) Was dieser Biedermann unter "Drücken" verstehen mag, ist uns ein Räthsel. — Der deutsche Kellnerverein "Sogonia" und der "Deutsche Kellnerbund, Bezirk Dresden" nehmen sich nurmehr ihrer Mitglieder an. In einer geharnischten Erklärung bezeichnen sie es als unwarhaft, daß der Usus des "Residenz-Cafés" auch in anderen Wiener Cafés eingeführt sei. Gegen anständige Bezahlung sei überall gutes Personal zu bekommen. Alle Kellner sollen sich, ehe sie in jenem Café Stellung nehmen, an die genannten Vereinigungen wenden. — Vielleicht kommen die Kellner durch derartige Verhältnisse bald zur Einsicht. Vielleicht schließen sie sich bald dem kämpfenden Proletariat mit solidarischem Gefühlen an; vielleicht bilden sie bald ein nützliches Glied in der allgemeinen Arbeiterbewegung.

Offenburg. Als nachahmungswürdiges Muster für besonders arbeitertreue Fabrikherren möge hier eine sogenannte Fabrik-Ordnung folgen, welche in einer hiesigen Fabrik angeschlagen ist und die jeden Kommentar überflüssig macht:

- Fabrik-Ordnung:**
1. Jeder Arbeiter hat die bekannten Arbeitsstunden pünktlich einzuhalten.
 2. Das unzulässige Verlassen der Fabrik während der Arbeitszeit ist untersagt, und werden Zuwiderhandelnde das erste Mal mit 50 Pf. und im Wiederholungsfall mit 1 M. bestraft; auch kann unter Umständen sofortige Entlassung eintreten.
 3. Jeder Arbeiter ist verpflichtet, die ihm übergebene Waare aufs sorgfältigste und zum Nutzen seines Herrn zu verwenden; Verschleuderungen derselben zieht Strafe je nach Ermessen nach sich.
 4. Falls Geschäftsbedürftigkeit eintritt, ist jeder Arbeiter verpflichtet, auch über die bekannten Arbeitsstunden gegen Vergütung zu arbeiten.
 5. Das Rauchen in sämtlichen Arbeitsräumen ist strengstens verboten.
 6. Jeder Arbeiter hat geordnet und reinlich im Gesichte zu erscheinen.
 7. Während den Arbeitsstunden hat sich jeder Arbeiter ruhig zu verhalten.
 8. Wer durch Selbstverschulden Fabrikgegenstände beschädigt, hat für die Wiederherstellungskosten aufzukommen.
 9. Die übergebene Arbeit muß nach Vorschrift und Muster gearbeitet werden. Arbeit, die Muster und Vorschrift nicht entspricht, wird ausgeschlossen.
 10. Kündigungen können nur am Auszahlungstage beantragt werden.
 11. Ungehörigkeit, freches, unständiges Benehmen gegen den Fabrikherrn oder dessen Geschäftsleitenden wird mit sofortiger Entlassung ohne jegliche Vergütung für die bis dahin gelieferte Arbeit bestraft.

Offenburg, im Oktober 1888.
Aus der braunschweigischen Bevölkerungstatistik entnehmen wir, daß im Zeitraum 1881—1885 von je 100 ehelich geborenen Kindern 17,97, von je 100 außerehelich geborenen Kindern aber 28,34 im ersten Lebensjahre starben.
Die Handelskammer zu Braunschweig schreibt in ihrem Bericht über das Jahr 1887, daß die künftigen Mittel, die Preise durch erhöhte Zölle zu heben, der um Hilfe schreienden Landwirtschaft weder geholfen, noch diese befriedigt haben.
Aus Preßfeld wird berichtet, daß die Lage der Handwerker in der Sammet- und Seidenindustrie immer trostloser wird. Die Ungunst der Mode und die stetige Ausdehnung des mechanischen Betriebes haben in gleicher Weise dazu beigetragen, daß der größte Theil dieser Handwerker bereits beschuldigungslos ist oder es im Laufe der Wintermonate werden wird. So schreibt die "Vierteljahrshefte der Sozial-Korrespondenz", daselbst Blatt, das zu den fanatischsten Lobrednern auf die "Segnungen" der Hausindustrie gehört.

Militärstrafe. Im ersten Halbjahr 1888 starben in der preussischen Armee, im XI. (königl. sächsischen) und XIII. (würtembergischen) Armeekorps, sowie in der dem XV. Armeekorps zugehörigen bayrischen Besatzungsbrigade 602 Mann. darunter 101 durch Selbstmord. Also mehr als 15 pSt. aller Todesfälle sind Selbstmord. Das läßt einen tiefen Einblick thun. Und damit kein Einwurf geltend gemacht werde, so sei mitgeteilt, daß wir die betreffenden Zahlen einer amtlichen Zeitschrift entnommen haben, nämlich den "Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts".

Kleine Mittheilungen.

Hamburg, 24. Dezember. Schon wieder ein Raubmord! durchschwirte es heute Morgen unsere Stadt, und leider fand dieses Gerücht auch seine Bestätigung. Ueber den Vorfall werden folgende Einzelheiten bekannt: In der Filiale der Sternberg'schen Destillation auf dem Zeughausmarkt 40 wollte in letzter Nacht, nachdem dem Eintritt der Polizeistunde um 12 Uhr die Wirthschaft geschlossen worden, der dort bedienstete Hausknecht Peter Werner die in einem Beutel befindliche Tageseinnahme von 220 Mark dem in einem Hinterzimmer der ersten Etage wohnenden Geschäftsführer überliefern. Nachdem er in der Gaststube die Lampen ausgelöscht, eine im Abort befindliche kleine Lampe an sich genommen und mit dieser in der einen und dem Beutel mit Geld in der anderen Hand in die Nähe der Treppe gelangt war, erhielt er plötzlich hinterwärts mit einem harten Instrument einen so heftigen Schlag auf den Hinterkopf, daß er zu Boden stürzte. Als er den Beutel kampflos festhielt, versetzte ihm der Räuber einen zweiten Schlag auf den Kopf und entriß ihm den Beutel. Werner schleppte sich noch einige Stufen der Treppe hinauf und brach dort abermals höhnend zusammen. Der Geschäftsführer Bedner, welcher sich erst kurz zuvor auf sein Zimmer begeben hatte, vernahm dies Stöhnen und eilte mit einem Lichte auf den Flur, und als er dort den Werner in seinem Blute liegen sah, welcher ihm nur noch "Ueberfallen — Kasse geraubt!" zurufen konnte und darauf das Bewußtsein verlor, lief er, laut um Hilfe rufend, die Treppe hinunter. Dort fand er die nach der Straße führende Thür angelehnt. Werner hatte, nachdem er die Thür verschlossen, den Schlüssel von innen stecken lassen, was dem Räuber das Entkommen wesentlich erleichterte. Als ein Konstabler herbeieilte, begab sich Bedner zu dem Bewunderten zurück und brachte denselben mit Hilfe hinzugekommener Ausgarnen in eine Stube. Am Fuße der Treppe fand man den Beutel mit Geld, den Hut des Thäters, sowie das Instrument, mit welchem die That ausgeführt war. Dasselbe, ein Zuckerschaber, ist aus dem Schranke der Kellertür entfernt worden. Der Umstand sowie der weitere, daß sich der Räuber vor Begehung der That auf der dunklen Kellertreppe verborgen hielt und, nachdem er sich übertraut sah, trotz des engen winkligen Korridors und der herrschenden Dunkelheit so schnell das Freie gewinnen konnte, lassen darauf schließen, daß derselbe mit den Lokalitäten genau vertraut gewesen sein muß. Vorübergehende wollen einen mit einem grauen Jacketanzug bekleideten Mann ohne Kopfbedeckung noch den Ballanlagen beim Winterthor haben eilen sehen. Derselbe soll einen Schnurrbart tragen. Der Verdacht lenkt sich auf einen früher in der Wirthschaft bedienstet gemessenen, wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten entlassenen Kellner. Der Ueberfallene, welcher zwei sehr tiefe, 14 und 20 Zentimeter lange Rostwunden aufzuweisen hat, wurde zwar durch den starken Blutverlust sehr geschwächt, aber noch lebend dem Krankenhause übergeben. Sein Zustand ist ein sehr bedenklicher. Eine Besserung konnte noch nicht stattfinden; auch der Abgang dieses Briefes ist das Bewußtsein noch nicht zurückgekehrt. Die Kriminalpolizei soll dem Thäter, dessen Hut die Firma des Hutmachers Irmenland in der Werkstraße trägt, bereits auf der Spur sein. Genaue Lokalinquisitionen fanden heute Vormittag wiederholt statt.

London, 22. Dezember. In einer Nebengasse der Highstreet im östlichen Stadtbezirk Poplar wurde Sonnabend eine noch unbelannte, augenscheinlich der Prostitution ergeben gewesene Frauensperson im Alter von etwa 30 Jahren erdrosselt aufgefunden, unter Umständen, welche den Argwohn rege machen, daß die Ermordete ein Opfer des bekannten Frauenmörders von Whitechapel sei, der vielleicht jetzt sich einer neuen Nordmethode bedient. Eine Untersuchung ist im Gange.

Rom, 27. Dezember. Nach Meldungen aus Messina wurde gestern dort sowie in Segoneto ein heftiger Erdstöß verspürt. In Castrorale wurden vier Erdstöße, von denen zwei besonders heftig auftraten, wahrgenommen. Schäden sind dadurch, soweit bis jetzt bekannt, nicht verursacht worden.

Vermischtes.

Aus der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde, welche vor kurzem im Saale des Architektenhauses stattfand, entnehmen wir folgendes: Der Vorsitzende, Prof. Reichert von Nichtosen, berichtete zunächst eingehend über die Durchquerung Grönlands durch Dr. Nansen, eine That, welche selbst die Expeditionen eines Nordenschild bei weitem in Schatten stelle und zu den bemerkenswerthesten Ereignissen in der Geschichte der großen Durchquerungen gehöre. Der aus Afrika zurückgekehrte Dr. Hars Negiz wird im Januar l. J. der Gesellschaft Bericht erstatten über seine letzte Rede. Herr v. François ist in Afrika eingetroffen, auch Gotthold Adolf Krause ist wieder an der Goldküste angelangt. Aus Amerika ist die Nachricht eingetroffen, daß das Mitglied der Gesellschaft Dr. Ehrenreich bis zur Mündung des Amazonasstromes glücklich durchgedungen ist. Dr. Hettner, gleichfalls Mitglied der Gesellschaft, vollführt zur Zeit eine recht erfolgreiche Reise durch Peru. Den ersten Vortrag des Abends hielt der fähige Forscher des Jingu, Dr. v. d. Steinen. In der ihm eigenen humorvollen Weise schilderte er, wie die "Post" berichtet, die Sitten und Gebräuche der Bororo-Indianer, jenes wilden Stammes, der im Innern Brasiliens lange seine Selbstständigkeit zu bewahren gemüht hat, der aber jetzt unterworfen und auch dem Christenthum zugeführt ist, ohne freilich viel von dem Wesen desselben in sich aufgenommen zu haben. Noch jetzt haben die Jauber-ärzte den größten Einfluß. Sie üben ihre "Kunst" nur während der Nacht aus, und zwar durch Kratzen und Befasten des Kranken. Ihre Prognose ist unfehlbar, das heißt, der von ihnen aufgegebene Kranke stirbt genau an dem festgesetzten Tage, wenn nicht gutwillig, so genoththun. Hochinteressant sind die Todtenfeste, deren ein der Reisende mittheilte. Die Todten werden zunächst begraben; nach 14 Tagen aber wird die Leiche wieder exhumirt, unter großem Jeronionell gereinigt, die einzelnen Knochen werden demalt und mit Federn geschmückt und in Körben verpackt beigelegt. Die Bororo glauben an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Die Seele geht in Thierkörper über, die der Bororo speziell in die der Krata, die insolge dessen auch nicht von ihnen gegessen und getödtet werden. Große Zauberer gehen auch in andere Thiere über, selbst ein herrlicher Meteor, der l. J. während der Anwesenheit des Reisenden am Himmel erschien, wurde von den Bororo für die Seele eines ihrer großen Zauberer gehalten. Die schwarzen langsamen Kasaler aber sind nach ihren Anschauungen lauter Nezer. Von einer Gottheit im ethischen Sinne ist bei den Bororo keine Rede, auch die Moral

steht bei diesen an sich autmüthigen und herzlich faulen Barbaren auf der geringsten Stufe. — In einem zweiten Vortrage schilderte Dr. Hirth die Handelsbeziehungen des alten China zu den Völkern des Westens. Schon zur Zeit der Römer bestand ein ungemein erger Handelsverkehr von und mit China. Namentlich war die chinesische Seide ungemein werthvoll. Plinius schreibt, daß sie mit Gold aufgewogen wurde. Der Gesamt-Orienthandel damaliger Zeit wird mit Hinweis auf Plinius auf 100 Millionen Sesterzen geschätzt, das sind 20 Mill. M. Redner hält diese Deutung nicht für zutreffend und will die Plinius'sche Stelle so verstanden haben, daß mit den 100 Mill. nur die Handelsbilanz, das heißt die Summe angegeben sei, die Rom zu den exportirten Produkten nach hinzuzulügen hatte, um den Import fremder Gegenstände zu bezahlen. Eingeführt aus dem Westen wurden nun nach den alten chinesischen Listen etwa 60 verschiedene Artikel, u. a. 17 Arten Gewebe. Von einzelnen Stoffen wird gesagt, daß sie aus der Wolle des Wasserbüchse gefertigt seien. Der Redner ist der Ansicht, daß unter der Bezeichnung Wasserbüchse die Wismuschel zu verstehen sei, deren Fasern thatsächlich verwebt sind. Zu den charakteristischsten Importen speziell aus Syrien gehörte auch das Glas.

Liebesabenteuer. Chill ist ein wahres Eldorado für Liebesbedürftige. Doch heißt es in diesem romantischen Lande äußerst vortheilhaft sein; ein Liebeschmerz ist hier leicht gefahren, die unschuldigste Galanterie wird oft dafür genommen, und die hübschen Mädchen sind etwas — rücksichtslos in Herzensangelegenheiten. Ein junger französischer Arzt — so erzählt die "D. Romanze" — wurde zu einer vornehmen hiesigen Dame gerufen, deren Tochter unwohl war. Der Arzt kam und verordnete eine Kleinigkeit, welche dem Mädchen auch sofort Linderung verschaffte. Die Mutter dankte dem jungen Manne ein ansehnliches Honorar ein, doch er schlug es artig aus. Die Tochter, ein wunderbar schönes Mädchen, wollte jedoch gern ihren Dank zu erkennen geben, und schenkte ihm eine prachtvolle Rose. Und der junge Arzt, seine gute Pariser Erziehung nicht verleugnend, drückte die Blume an seine Lippen und gelobte, sich nie von ihr zu trennen. Ein süßes Lächeln war die Antwort. Raum hatte der Arzt das Haus der Sennora verlassen, als er zu einem Kinde gerufen wurde. Er fand dasselbe im Sterben und wollte eben wieder gehen, als die Schwester des Kindes, ein hübsches Mädchen, die Rose in seinem Knopfloch bemerkte und um dieselbe bat. Er weigerte sich wohl anfangs, als aber das Mädchen nicht nachließ und Thränen in den Augen, immer dringender flehte, schenkte er ihr die Blume als Gabe des Trostes. Als er am nächsten Tage seine schöne Patientin aufsuchte, vermehrte sie sogleich die Rose bei ihm. Sie fragte danach, er gab eine ausweichende Antwort. Im Laufe der Unterhaltung legte sie ihm ein Glas Wein vor. Er trank dasselbe auf einen Zug aus. Darauf begann sie auf der Gitarre eine schwermüthige Weise zu spielen. Als der Franzose lustige Musik verlangte, sagte sie, solche könne nicht für einen Sterbenden. Auf seine Frage, wer denn hier sterbe, antwortete sie, leidenschaftlich ausbrechend: „Du!“ und erklärte ihm, daß er vergiftet sei. Der Arzt stürzte todtentbländlich aus dem Zimmer, kam aber nicht weit — hundert Schritte vom Hause entfernt, stürzte er bewußtlos zusammen. Bekannte hoben ihn auf, und den rastlosen Bemühungen der Ärzte gelang es schließlich, ihn dem Leben zu erhalten.

Die Lebensmüden haben in letzter Zeit Schule gemacht; ganz zur rechten Stunde kommt aus Pest eine Korrikatur auf die ewigen Liebesdramen. In der ungarischen Hauptstadt lebten und liebten sich zwei Kinder, wie wir wohl sagen dürfen, denn Emilie S. war vierzehn Jahre alt und Karl M., ein Belding im Bankgeschäft, zählte siebenzehn Jahre. Die Beiden wurden, weil sie gar so lange auf die Hochzeit warten sollten, lebensüberdrüssig und beschloßen deshalb, vereint in den Tod zu gehen. Sie gaben sich zu diesem Behufe ein Rendezvous, das letzte in diesem Leben, hinter dem Jollant. Dort umarmten und küßten sie sich, um dann den Weg ins Jenseits anzutreten, wobei der junge Herr der jungen Dame respektvollst den Vortritt ließ. Das Mädchen that auch sogleich und sehr besorgt diesen verhängnißvollen Schritt, nur einen einzigen, kurzen Schritt vom Uferende in die eiskalten Donauwellen, die über ihr zusammenschlugen. Die Kleine aber, eine tüchtige Schwimmerin, kam alsbald wieder mit dem verdrehten Köpfchen zum Vorschein und schrie aus Leibeskräften und mit Erfolg um Hilfe. Sie wurde herausgezogen und vernahm dabei, o Schrecken! drei krachende Revolvergeschosse, die ihr Anbeter auf sich abgefeuert, mitten — zwischen Brust und Arm hindurch, so wie sich in den Parodien die tragischen Liebhaber erdolchen. Die nasse Kleine und der schlechte Schütze wurden in unliebsamer Vereinigung in einem und demselben Wagen von einem Konstabler zur Polizei gebracht, wohin man dann die „Herren Eltern“ rufen ließ. Was weiter folgen wird, mag Familiengeheimniß bleiben.

Gar nicht räthselhaft. Die Untersuchung über den Verbleib der dem Rangleidirektor im ungarischen Handelsministerium, Johann Kolan, auf so räthselhafte Weise abhanden gekommenen 42000 Gulden hat das sechste Resultat ergeben, daß, allem Anschein nach, das Geld am 12. Dezember weder verloren gegangen, noch gestohlen worden, sondern bereits Monate vorher unterschlagen worden ist, und zwar von dem hochangesehenen Herrn Rangleidirektor selbst. Man weiß bereits, daß derselbe in den letzten Wochen Kaufgelder für ein Haus belegte und andere größere Zahlungen bewirkt hat; außerdem hat man konstatirt, daß in dem im Zolldepartement gefundenen Rouwert die 4262 Gulden, die der angebliche Verlierer darin getragen haben will, gar nicht Platz hatten; kurz, die Indizien sind so schwerwiegend, daß Sonnabend Nacht Johann Kolan verhaftet und die Untersuchung wegen Unterschlagung gegen ihn eingeleitet worden ist.

Die Weinlese in Ungarn ist besser ausgefallen wie im übrigen Europa, und der junge Wein ist in die Röhre gefloßen. Wie es auf dem Lande aussieht, davon legt nachstehender Bericht aus Temeswar ein lebendes Zeugniß ab. In der Gemeinde Nag Röveres schoß ein Gen dar merie-Polizierführer in betrautem Zustande unter das Volk und verwundete mehrere Personen. Das Volk leistete Widerstand, wobei ein Gendarm erschossen und zwei Gendarmen und zwei Landleute lebensgefährlich verwundet wurden. Wie Gemeindefürsorge angeben, hatten die Gendarmen mittelst ihres Säbels einem Bauern die Hand, einem anderen die Nase abgeschnitten und einem dritten den Kopf gespalten; auch der Gemeindefürsorge wäre mehrfach verletzt worden, da die Gendarmen das Gemeindefürsorge stürzten und durch die Fenster Schüsse abfeuerten. Das Volk ließ hierauf die Sturmglode läuten. Das Bugischer Bezirksgericht leitet die Untersuchung. Der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt sind bereits an Ort und Stelle abgegangen.

Kampf mit einem Seungeheuer. In Wellington (Neuseeland) hatte ein Taucher den Auftrag erhalten, im Hafen einige Blöcke neben den Brüdenspfeilern unterm Wasser zu besetzen. Der Taucher Mc. Gowan ging in seinem Rauschulaug hinunter und wurde mitten in der Arbeit von einem riesigen Polypen ergriffen, dessen Saugwarzen sich zu gleicher Zeit auf seinem Rücken und am Gesichte des Pfläters festsetzten. Mc. Gowan machte zuerst verzweifelte Anstrengungen, sich loszuarbeiten. Je mehr er aber kämpfte, um so fester packte ihn das Seungeheuer an. Schließlich stellte der Taucher das Köpfchen ein und bemerkte zu seiner Befriedigung nach einigen Minuten, daß die Beine des Polypen sich von dem Pfläler losgelöst hatten. In diesem Augenblick gab er das Zeichen zum Heraussteigen und der Taucher wurde mit dem Angeheuer auf dem Rücken in die Höhe gezogen. Die Extremitäten des Seethieres waren neun Fuß lang.